

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Für Arbeit und Besinnung. 1947-1952 1950

17 (1.9.1950)

FÜR ARBEIT UND BESINNUNG

Karlsruhe, 1. September 1950

4. Jahrgang / Nr. 17

HANDREICHUNG FÜR DIE CHRISTENLEHRE

Alles Schwindel!?

Christenlehr-Entwurf. Plan: C/II/1.

(Vorbemerkung: Plangemäß besprechen wir im 2. Tertial aktuelle Fragen im Umkreis des 3. Glaubensartikels.)

Eine beklemmende Frage.

Sie sollte hingerichtet werden, die Scheherezade. Da bat sie den Sultan, noch ein Märchen erzählen zu dürfen. Die Hinrichtung wurde um eine Nacht aufgeschoben. Tausendmal tat sie das. „Tausendundeine Nacht“ entsteht. — Erzählen wir Märchen, wenn wir die Botschaft des Christus ausrichten? Holde Bilder, ehe auch uns das Fallbeil des Todes trifft; Illusionen auf einem Schreckensweg? All dies: von einem Vater im Himmel, einem ewigen Leben, einer geschehenen Versöhnung, einem überwundenen Tod! Gelegentlich auch drohende Bilder: von einem alles erfassenden Gericht, einem ewigen Sterben!

Die Frechen werden kommen und prahlerisch verkünden: Alles Schwindel! Der konfirmierte junge Mensch wird bald einem heulenden Orkan des Unglaubens ausgesetzt sein. (Grillparzer, der als Bub eine Abendgesellschaft zuhause belauscht und deren skeptische, frivole Äußerungen hört, gesteht, daß er auf lange hinaus vergiftet war. Vgl. Baun-Haug 187.) Er wird ja in den meisten Fällen seinen Arbeitsplatz in der von einem durchdringenden Mißtrauen erfüllten Welt des Arbeiters haben; der Arbeiter ist geneigt, in allem eine Methode der Ausbeutung zu sehen. Auch in der „Religion“.

Kommt die Frage nicht von außen, dann sehr oft von innen. Der Zweifel, die Erschütterung des „Kinderglaubens“, kann mit Macht aufstehen und zu einer großen Qual werden. (Aus dieser Qual heraus hat ja der spätere Sadhu Sundar Singh den festen Entschluß gefaßt, „noch vor dem Morgengrauen Frieden zu finden“, d. h. sich um 5 Uhr unter den Ludhiana-Expresß zu legen.)

Aus dem Inhalt: Handr. f. d. Christenlehre: Plan C/II/1 - Handr. f. d. Predigt: 15., 16. So. n. Trin., Ernte- und Dankfest / Berichte: Was können wir tun im Kampf gegen Schmutz- und Schundliteratur? - Geschichten und Bilder aus der Inneren Mission (Material zur Woche der Inneren Mission) - Können wir Badener dem Evang. Kirchengesangbuch zustimmen? / Zeitschriften-schau / Buchbesprechungen / Hinweis.

Wie kommen wir zu dem „festen Punkt“, von dem aus schon Archimedes „den Kosmos bewegen“ wollte?

Erpressungsversuche.

Es ist klar, daß der stolze Verstand des Menschen sich immer wieder anmaßt, die Wahrheit zu finden. Soll es nicht so gehen? — Zwei Bilder stehen vor unseren Augen. Da ist einmal der, den man den „ersten modernen Menschen“ genannt hat, Friedrich II. von Hohenstaufen. Unter seinen zahlreichen Experimenten hat ja das eine eine schauerliche Eindrücklichkeit. Bemüht um das Rätsel der Seele, von der die Kirchenlehre sprach, läßt er Menschen in gut verpichten Fässern ersticken, bohrt diese vorsichtig an, um die Natur oder Wirklichkeit der entweichenden Seele festzustellen. Hier ist die Entdeckergewißheit noch ungebrochen. Anders ist es mit dem erschöpften — vom Suchen und Forschen erschöpften — Faust in der ersten Szene des großen, den Menschen deutenden Dramas. Hier hat der Verstand seine Rolle ausgespielt. Sein Hochmut ist entlarvt.

Aber Faust versucht es ja nun mit den dunklen Kräften. Wäre das nun nicht auch ein Weg für uns? Verwenden wir fünf Minuten Zeit auf die Experimente des Spiritismus. In „Ergebnissen okkulten Forschung“ (Stuttgart 1950) erzählt R. Tischner von den „Inkarnationsmedien“, die im somnambulischen, von den Anwesenden oft kaum bemerkten Trance-Zustand Verstorbener Stimme und Gestik zur Verfügung stellen. Helene Smith, das Medium des Genfer Psychologen Flournoy, nimmt als Marie-Antoinette ergreifend Abschied von ihren Kindern (wobei ihr historische Irrtümer unterlaufen!), spricht als Cagliostro ein Französisch mit italienischem Akzent, schreibt als Araberin arabische Schrift (allerdings von links nach rechts!); der unvollendete Dickens-Roman „The mystery of Edwin Drood“ ist nach dem Tode des Verfassers von einem „Schreibmedium“ zuendegeschrieben worden (allerdings im Widerspruch zu einem dann später noch aufgefundenen echten Dickens-Kapitel!) usw. Fragt man die „Geister“ nach den jenseitigen Dingen, so hört man — auch nach dem Urteil des der Sache sonst freundlich gegenüberstehenden Tischner — nur „platteste, wenn auch gut gemeinte moralische Ermahnungen“. „Es muß betont werden, daß die Geister so gar nichts Greifbares über das Jenseits zu sagen wissen und versagen oder ausweichen, wenn man Genaueres wissen will, obwohl sie vorher über andere Dinge gute Auskunft gegeben haben.“ („Was hast du uns über das andere Leben zu sagen?“ — „Es ist kein Traum, es ist Wirklichkeit!“ — „Ist Beethoven immer noch schwerhörig?“ — „Ja.“ Die Medien werden leicht unruhig. Der Geist: „Ich muß jetzt fort!“ Und die Spiritisten stenographieren die Geisterbotschaften nach „wie Gottes Wort“! Tischner urteilt: „Wenn man aber weiß, was das Unterbewußtsein zu leisten imstande ist, wird man sich diesen üblichen Trancereden gegenüber nicht veranlaßt fühlen, darin Äußerungen von Geistern zu sehen.“

Der Königsweg der Gewißheit.

„Gibt es Gewißheit? — ER gibt Gewißheit!“, von diesem Königsweg der Wahrheit ist nun zu handeln. Wir buchstabieren ein Johanneswort (1, 5 und 9):

Das Licht — es ist in Gottes Hand! Niemand kann es daraus rauben. Wem es leuchtet, dem ist es als Geschenk zuteil geworden. So kam das Licht buchstäblich über Paulus (Act. 9, 1 ff.). Buchstäblich auch über Sundar Singh, dem eine lichte Wolke in jener denkwürdigen Nacht das Zimmer füllte, aus der er das Antlitz Christi sah: „Es überkam ihn mit überwältigender Kraft das erhabene Gefühl, daß ihm vergeben sei.“ (Parker.) Dauthendey, der durch Jahrzehnte ein Zweifler gewesen war, wurde die Gewisheit des lebendigen Gottes geschenkt, als er in der Gebirgswelt Javas den 50. und 60. Psalm gelesen hatte 1917. „Mensch, Max, freue dich!“ jubelt er in sein Tagebuch hinein. „Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft . . .“

Es scheint! Gott will uns nicht im Ungewissen lassen. „Spiritus Sanctus non est scepticus“ (Luther). Darum das Reden Gottes zu uns in den Propheten, im Sohn, in den Aposteln, in der Botschaft heute! Gott greift auf breiter Front an. Die Wahrheit liegt zwar nicht auf der Straße, sie wandert aber eine Straße. Die Gotteswahrheit hat sich ein Bettlergewand angezogen, seitdem der Sohn Gottes Zimmermannsspäne an den Kleidern hatte. Sie wandert auch auf einen jeden von uns zu! - Ja, sie ist ganz persongebunden, die Wahrheit. Wie sie mit Christus verbunden ist, so liegt sie oft (wie das Elmsfeuer auf den Masten und Spitzen der Schiffe) als Glanz um die „Zeugen“. August Bebel, doch ein radikaler Gottesleugner, sagte von Blumhardt: „In der Gegenwart eines solchen Menschen wird es schwer, nicht an Gott zu glauben.“ Achtet auf die „Zeugen“!

In der Finsternis! — Wir sagen denen, die ehrlich zweifeln, daß das Licht stärker ist als ihre Finsternis. Es gibt viele, an die der Zweifel kommen muß, damit Angelerntes und Eingebildetes verfliegt. Ein Theologieprofessor sagte am Grabe eines Studenten, der bekanntermaßen vom Zweifel durchschüttelt war, das verstehende und hoffende Wort: „Er starb in seinem Beruf.“ Wir wünschen den Zweiflern nur die Entschlossenheit A. H. Franckes, dem ja alles aus der Hand geschlagen wurde in jener Nacht vor der Probepredigt in Lüneburg, das Wissen um das eigene Glauben, dann das Zutrauen in die Bibel, schließlich der Glaube an die Existenz Gottes — Franckes, der sich auf die Knie wirft und in das Dunkel hinein um Gewisheit bittet, bereit, sich der Gewisheit dann auch ganz hinzugeben: „Gott, wenn du bist . . .“ „Wie man eine Hand umdreht“, bekennt er dann, war in ihm das Licht und die Gewisheit. Es schadet allerdings auch nicht, wenn es „währt bis in die Nacht und wieder an den Morgen“.

Die Finsternis hat es nicht begriffen! — Da steht Jesus, die Wahrheit in Person, vor Pilatus. Ein Gewissensappell ist das Wort: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme“, erhellend, rufend, beschwörend. Pilatus, mit einem Achselzucken: „Was ist Wahrheit?!“ Hier will ein Zweifler den Zweifel. Hier leuchtet die Wahrheit auf — und einer verhüllt sein Gesicht davor und macht sich aus dem Staube. Er wird weiter beteuern: Es gibt keine Wahrheit! Nur: er ist ihr davon-gelaufen! — Die Pilatusreaktion ist die durchgängige auf die aufleuchtende Gotteswahrheit. Es fragt sich, ob sie auch unsere Reaktion wird.

Denn die Wahrheit — die echte — ist eine beschlagnehmende Wahrheit. Sie will uns dann in ihrer Gefolgschaft haben. „So jemand will des Willen tun, der wird innerwerden, ob diese Lehre von Gott sei . . .“ (Joh. 7, 17): so gibt Jesus selbst den Weg zur Gewisheit an. Die Apostel

wiederholen: „Gott hat den hl. Geist gegeben, denen die ihm gehorchen!“ (Act. 5, 32.)

Eine viel gebrauchte Art, der Wahrheit davonzulaufen, ist die, interessant „über religiöse Dinge“ zu debattieren. Wie oft erzählt das Neue Testament davon, daß sie zu Jesus kamen — zur greifbaren Gestalt der Wahrheit — mit irgendeiner nicht letztlich ernst gemeinten Frage (Luk. 10, 25 ff., Matth. 22, 15 ff., 23 ff.). Sie und wir gleichen dann Kindern beim Lupusspiel: sie rufen den Lupus heraus aus seinem Versteck und sind dabei schon auf dem Sprunge, ihm davonzulaufen. Gleichen Kellerasseln, die sich beim Licht davonmachen.

„Ihr Heuchler!“ fährt Jesus sie einmal an, als sie von ihm die Kennkarte, den Personalausweis des Himmels, abverlangen (Matth. 16, 1 ff.), „über die Gestalt des Himmels könnt ihr urteilen; könnt ihr denn nicht auch über die Zeichen der Zeit urteilen?“ Die Bibel sagt es allenthalben, daß der Mensch viel, sehr viel mehr sehen könnte, wenn er wollte. Mit jedem Stück Brot bezeugt Gott sich (Act. 14, 17). Er ist uns unentrinnbar nahe (Act. 17, 28). Mit tausend Fingern zeigt die Schöpfung auf ihn (Röm. 1, 20). Die Zeichen der Zeit sind erkennbar wie Früh- und Abendrot: wenn auch die Gottesbeweise früherer Zeiten — die teleologischen, ontologischen, kosmologischen — seit Kant erschüttert sind (Ganz??), so zeigen doch die Zeiten manches Erstaunliche zu Gottes Walten; genug der Anschauungsbeispiele zu „Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben“ (Spr. 14, 34) etwa. Das Zeichen des Jona ist geschehen an dieser Welt: der Gekreuzigte wurde der Auferstandene! Jedenfalls kann niemand, der in den Umkreis der evangelischen Botschaft kam, je sagen können, ihm sei die Wahrheit immer vorenthalten geblieben. Daß wir die Wahrheit in Christo erkennen, ist Gottes Geschenk — im Heiligen Geist —; daß wir sie nicht erkennen oder daß wir nichts von ihr erkennen, ist unsere Schuld.

Wieviele aber ihn aufnahmen, die wurden mit Gewißheit gesegnet. Mit einer wunderbaren Gewißheit, die einer noch viel größeren Apokalypsis entgegenreift. Die Römer streuen die Asche der Märtyrer von Lyon in die Rhone und höhnen: „Laßt sehen, ob sie auferstehen!“ Die Christen singen ihre Osterhymnen. Fanatiker? Sehende! Martin Luther steht 1521 gegen die geistige, religiöse, politische Welt Europas unbeirrt. Ein Amokläufer? Ein Begnadeter! Das geht durch bis in unsere, bis etwa in August Winnigs Zeiten, der in seinem Buche „Die Hand Gottes“ den geistlichen Kreislauf seines Lebens zeichnet: wie der Kinder glauben verlorengelht, der doch den felsenfesten Glauben der Mutter, jener gesegneten Totengräbersfrau, als Nährgrund hatte, Stück für Stück, erst der Christusglaube, dann der Gottesglaube; wie die Jahre der „schmerzvollen Glaubenslosigkeit“ kamen; und wie dann, wieder Stück für Stück, die zerbrochene Gewißheit als Geschenk wiederkam, erst der Gottesglaube (bei dem Gottesgericht über den Kameraden Rife; bei dem rettenden Zusammentreffen im Sturm auf dem Brocken), dann der Christusglaube („im Zuge eines Nachdenkens beim Schreiben“); wie also der Kreislauf geschlossen wurde und dem Mann der durchgeklärte Kinder glaube wiedergeschenkt war.

Spiritus Sanctus sanat scepticos. Seien wir ihm offen!

Rudolf Bösinger.

HANDREICHUNG FÜR DIE PREDIGT

15. Sonntag nach Trinitatis: Matth. 6, 24—34

1. Für eine Feld-, Wald- und Wiesenpredigt (Vögel und Lilien) gibt der Text nichts ab; ihr seid mehr als sie. Er spannt sich zwischen zwei Polen, der *cura Dei* als *genetivus objectivus* (alle eure Sorge werfet auf ihn) und der *cura Dei* als *genetivus subjectivus* (er sorgt für euch). Und das in umfassender Weise: Mein Leib, mein Seel, mein Leben sei Gott dem Herrn ergeben (315, 2) und: Durch ihn wird uns bescheret, was Leib und Seel ernähret (315, 3). So ist hier von nichts anderem die Rede als von der Praktizierung des Glaubens in puncto Sorge.

2. Ein ziemliches Gewicht liegt auf dem I. Artikel. Aber man kann in seinem Bereich auch nicht leichter argumentieren als im Bereich des II. und III. Artikels. Denn von der *providentia Dei* ist so viel und so wenig zu sehen wie von der *resurrectio Christi* und der *remissio peccatorum*. Wir wissen ja, daß die halbgläubige Welt ihre ersten und meisten Zweifel angesichts der göttlich-väterlichen Vorsehung erhebt. Wer daher von seinen Erlebnissen und Glaubenserfahrungen zeugen will, um zu überzeugen, muß sich jeweils zehn Gegenbeispiele gefallen lassen. Der Dank für Bewahrungen in Krieg, Gefangenschaft und Hungerszeit („freuet euch mit Zittern“) gehört nicht auf die Kanzel, sondern ins stille Kämmerlein, damit den Leidtragenden und Schwachen nicht Ärgernis entstehe. Denn gegenüber unserer subjektiven Erfahrung ist die objektive Wahrheit größer und herrlicher, daß uns alle Dinge zum Guten dienen, daß alle Gerechten, tot oder lebendig, in Gottes Hand sind und keine Qual sie anrührt. Solches Rühmen kennt keine Grenze und auch kein fruchtloses Diskutieren.

Auch im Bereich der Vögel und Lilien gibt es den brutalen Lebenskampf um Nahrung und Licht, gibt es Feindschaft und Tod. Daran erinnert Jesus mit dem Wort vom Ofen. Das *tertium comparationis* zwischen Mensch und Kreatur ist aber nicht das Schicksal, das erlebt oder erlitten wird, sondern die Haltung, mit der es getragen oder erwartet wird. Denn der Vogel, welcher einen Tag lang fleißig gebaut und Futter gesucht hat, fragt nicht nach des anderen Morgen Plage und Bedrohung. Er singt in die untergehende Sonne sein Lied. So ihr nicht werdet wie die Kinder, so ihr nicht werdet wie die Vögel . . .

3. Ein nicht geringeres Gewicht liegt beim II. und III. Artikel: Zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit! Denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Die Sorge und Bitte ums Brot ist eingespannt zwischen das Reich Gottes (1.—3. Bitte) und seine Gerechtigkeit (5.—7. Bitte) und hat auch irgendwie immer die Auslegung für sich, daß für das Leben (*ψυχη*, vgl. Lk. 12, 19) Gottes Wort und Sakrament am nötigsten sind, die Schätze des Himmels und das Reichsein in Gott. (Statt Vs. 24 findet sich bei der Parallelerikope in Lk. 12 das Gleichnis vom reichen Bauer!). Darum kennt das NT. auf die Frage „Was werden wir essen“ auch folgende Antworten: wer mein Fleisch isset . . . - selig, die hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit . . ., und auf die Frage „Womit werden wir uns kleiden“ (eure Kleider sind mottenfrässig ge-

worden, Jak. 5, 1—2) den Hinweis auf das weiße Kleid der Gerechtigkeit (Offbg. 7, 14. 16; Jes. 1, 18) und Unsterblichkeit (2. Kor. 5, 2—4). (Vielleicht mag der oder jener es wagen, die weißen Lilien nicht im Sinne des I. Artikels als rote Anemonen in Bezug aus Salomos Königspurpur, sondern als Sinnbild der gottgeschenkten Reinheit und Gerechtigkeit zu erklären).

Zuerst das Reich Gottes! Das heißt im Bilde: Hier steht ein Staatsbau. Er soll bestimmend sein für die Baurichtung der Gemeinde; zu ihm führt die Christusstraße. Das Bankhaus liegt in anderer Richtung (Vs. 24). Das heißt praktisch: Wir sollen fröhlich und getrost Gottes Gebote halten, ihm die Ehre geben, seinem Wort glauben, unser großes Ich klein schreiben, sehr viel und gründlich die ersten drei Bitten beten, ehe wir etwas anderes tun. Wenn wir nämlich Gottes Kinder und keine Heiden sind, wenn Christus bei uns und durch ihn der Himmel offen ist, dann erleben wir es erst richtig und bewußt und mit klaren Augen, was uns alles zufällt. Dann sei's Leben oder Sterben, dankbar nehm ich alles an. Dann kann man sich genügen lassen mit Nahrung und Kleidung (1. Tim. 6, 6—8) und auch ohne Beutel, Tasche und Schuhe die Frage, ob wir je Mangel gehabt, mit nein beantworten (Lk. 22, 35).

4. Karl Heim erklärt die Perikope in Zusammenhang mit Vs. 5—8: „Das Gebet und die Überwindung der Sorge“; sie ist eine Frucht des Gebetes. - In allen Fällen ist das, was in der Perikope geschieht, Tröstung. Das Gebot, du sollst nicht sorgen, könnte das elfte Gebot sein, wenn es nicht schon im ersten Gebot enthalten wäre: Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen. Es ist ein Gebot mit der Kraft des Evangeliums. Es ankert in den großen Taten Gottes der Entführung aus Ägyptenland unter Moses und Christus. - Bengel: Qui id primum quaerit (regnum Dei), mox id unum quaeret.

5. Illustrationen: Auf welcher Ebene liegen deine Hauptsorgen: Gericht und Gnade oder Krebs und Krieg? - Sinnlose Angstkäufe - Zweckloses Sorgen in Katastrophenzeiten: Wer auf dem Dach ist . . . Matth. 24, 17 - Im rechten Sinn: Morgen ist auch ein Tag, heute ist heut - Wer sich sorgt, verhungert in der Fülle. „ . . . ist der Zukunft nur gewärtig und so wird er niemals fertig . . .“ (Faust II, 5) - Das Manna reicht nur einen Tag und wird zum heilsamen exercitium auf dem Weg ins gelobte Land. - Salomo bittet um ein gehorsames Herz, weil er „weder Ausgang noch Eingang“ weiß, 1. Kön. 3, 7 ff. - Luthers Brief an seinen Landesherrn: „Ich komme in höherem Schutz gen Wittenberg, denn des Kurfürsten“. - Die Fischer am See Genesareth, die um des Reiches Gottes willen ihre Netze lassen und doch nicht verhungern. - Der Ziegenhirt und der Erzherzog in den Tiroler Bergen. Was er bei seiner gefährlichen Arbeit verdiene? Z'esse und s'Gewand. Ob das nicht zu wenig sei? „Hast du denn mehr?“ - Wie ein reicher Herr zu einem zufriedenen Herz komme? Das Hemd eines Zufriedenen anziehen! Der Kohlenbrenner ist zufrieden: Der Wald gibt mir Holz, der Bach Wasser, der Acker Brot. Aber er besaß kein Hemd. - Märchen von der klugen Else, welche jammert, weil eine schlecht aufgehängte Hacke einmal ihr noch nicht geborenes Kind erschlagen könne, und welche darüber das Faß auslaufen läßt.

6. Gliederungen je nach Ansatzpunkt im Text:

Vs. 24:

Gott über alles fürchten, lieben und vertrauen

a) fürs Zeitliche, b) fürs Ewige, —

Die große Freiheit

a) von den Dingen der Welt, b) vor dem Angesicht Gottes. —

Zwei Herren

a) der eine knechtet, b) der andere befreit. —

Vs. 25:

a) Ihm hab ich heimgestellt Leib, Seele, Gut und Leben. b) Was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert. — Oder:

a) Mein Leib, mein Seel, mein Leben sei Gott dem Herrn ergeben.

b) Durch ihn wird uns bescheret, was Leib und Seel ernähret. —

Vs. 33:

Dringliches und Vordringliches

a) Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen. b) Das Reich Gottes ist mehr als Essen und Trinken. —

Es gehört alles zusammen

a) Sein Reich (1.—3. Bitte). b) Sein Brot. c) Seine Gerechtigkeit (5.—7. Bitte). —

Vs. 34:

a) Des Tages Plage durch Sorge und Sünde. b) Des Tages Tröstung durch Gebet und Vergebung. —

Allgemein:

Zweierlei Sorgen

a) die verboten sind, b) die geboten sind; oder:

a) sinnlose Sorgen, b) sinnvolle Sorgen. —

Die Stufen göttlicher Sorge

a) Gottes Kreatur, b) Gottes Kind, c) Gottes Reich. —

Zwei Richtungen der Sorge (cura Dei)

a) Gott sorgt für dich (sorgt sich um dich), b) Sorg du für ihn (sorg dich um ihn).

Lieder: 315, 336, 344. Eingangsspruch: 1. Petr. 5, 7. Lektion: 1. Tim. 6, 6—12 a.
Traugott Mayer.

16. Sonntag nach Trinitatis: Luk. 7, 11—17

Die Perikope von der Auferweckung des Jünglings zu Nain erfordert zu ihrem rechten Verständnis die Beachtung des Kontextes. Im Verhältnis zu der vorangehenden Geschichte des Hauptmanns von Kapernaum (7, 1—10) stellt sie ganz deutlich eine Steigerung dar. Nachdem Jesus durch Fernheilung dem kranken Knecht des Hauptmanns wieder zur Gesundheit verholfen hat, erweckt er nun einen Toten zu neuem Leben. Beide Perikopen bereiten aber die Frage des Täufers vor: „Bist du, der da kommen soll?“, von der der nächste Abschnitt handelt (7, 18—23) und machen die bejahende Antwort auf sie zu einer Selbstverständlichkeit. Da Nain nur eine Wegstrecke von 8 bis 9 Stunden von Kapernaum entfernt lag, wäre die dortige Totenaufweckung am Tage nach der Heilung des Knechtes in Kapernaum immerhin möglich (cf. 7, 11: *εν τω εξης επορευθη*). Für das Verständnis des Textes muß weiterhin die Bedeutung der beiden Verba *ειρω* und *επισκοπομαι* beachtet werden. In Ver-

bindung mit der Person Jesu gelten Erweckungen von Toten als Zeichen der messianischen Zeit und der kommenden Auferstehung aller Toten. Auf diese messianische Heilszeit weist auch die Bedeutung von *επισκοπτοιμαι* in der Septuaginta hin. Dort ist dieses Verb Wiedergabe des hebräischen *paqad*, mit dem das Handeln Gottes bezeichnet wird, in welchem er durch besonderes Eingreifen einem einzelnen Menschen oder auch einem Volk in Zorn oder Gnade seinen Willen kundtut. Diese Bedeutung des *επισκοπτοιμαι* hat das Neue Testament übernommen. Wo Gott dem in seiner Sünde und Not dahinlebenden Volke wieder nahe kommt und sich als der Herr erweist, da geschieht solche „Heimsuchung“. Diese kann sich in doppelter Weise als Strafgericht oder als gnädiges Erbarmen bemerkbar machen (cf. Kittel, Theol. Wörterbuch zum NT. s. v. *επισκοπτοιμαι*).

So stellte Jesus die Begegnung mit dem Leichenzug vor die Entscheidung, ob er sich angesichts des Todes als Messias bekennen wollte oder nicht. Sein Erbarmen mit dem Leid der Mutter erleichterte ihm aber diese Entscheidung, und so gab er der Witwe ihren einzigen Sohn wieder zurück und offenbarte damit abermals, um mit dem Johannesevangelium zu sprechen, seine Herrlichkeit. Allerdings trat er dem Tod nicht wahllos gegenüber, sondern nur da, wo sein Regiment sinnlos erschien (cf. 8, 40 ff. und Joh. 11, 1 ff.). Hier in Nain war er der tiefen Not des vorzeitigen Sterbens begegnet und hatte durch sein Vollmachtswort die gestörte Ordnung wieder hergestellt. Damit hatte er gleichzeitig ein neues Zeichen aufgerichtet, welches auf den Anbruch der Heilszeit hinwies. Wo aber Gottes „Heimsuchung“ erfahren wird, entsteht bei den Menschen Furcht, denn er handelt immer ganz anders, als wir es erwarten. Ebenso entsteht da aber auch der Lobpreis Gottes über seine große Rettungstat. Jesus ist der große Prophet, dessen Kommen Mose nach Deut. 18, 15. 18 angekündigt hatte, eine Stelle, welche die Zeitgenossen Jesu auf den erwarteten Messias deuteten.

Aus solcher Besinnung über den Text der Perikope ergeben sich die Hauptgedanken für eine Predigt darüber. Die Heilszeit ist mit dem Kommen Jesu angebrochen, die Zeit also, welche die Wende aller Not bringt. Damit aber hier kein Zweifel entstehen kann, richtet Jesus seine Zeichen auf. Nicht nur bei Johannes, sondern auch bei den Synoptikern wollen seine Wunder in diesem zeichenhaften Sinne verstanden werden. So ist endlich die lange Zeit der Gottesferne überwunden und Gott seinem Volk wieder nahegekommen. So erleben es alle, die Zeugen der Auferweckung von Nain sein dürfen. Gott hat sein Volk heimgesucht in Gnaden — so nur kann dieses wunderbare Geschehen gedeutet werden. Die Heimsuchung bedeutet aber zugleich auch eine Wiederherstellung der Gottesordnung, die durch menschliche Schuld verlorenging. Gerade am Beispiel des grausamen Todes des einzigen Sohnes der Witwe wird diese zerbrochene Ordnung in besonders eindrucksvoller Weise deutlich: der Tod ist etwas, was nicht sein soll, was dem Schöpferwillen gerade entgegengesetzt ist. Darum entzündet sich aber auch gerade hier in Nain das Erbarmen dessen, der gekommen ist, die zerstörte Schöpfungsordnung wieder herzustellen: er gibt der Mutter den Sohn zurück, welche seiner gerade als Witwe so dringend bedarf. Was die beiden bewegte nach einem solch unerhörten Erleben, darüber schweigt der Evangelist, wohl aber redet er von der Reaktion der übrigen Anwesenden. Es kommt

sie eine Furcht an, weil sie etwas verspürt haben von der unmittelbaren Nähe des heiligen Gottes. Und aus dieser Gottesfurcht wächst bei ihnen als Frucht der Lobpreis Gottes, der den angekündigten und erwarteten Messias gesandt hat, um alle Not zu wenden.

Im Blickpunkt unserer Predigt stehe nicht der tote Jüngling und die trauernde Mutter, sondern der Herr, der alle Not wenden kann und wenden wird. Als Predigthema könnte man den Liedervers wählen „Größer als der Helfer ist die Not ja nicht“. Im ersten Teil der Predigt wäre von der zerstörten Schöpfungsordnung zu sprechen, die uns am sinnfälligsten in der Tatsache des Todes zum Bewußtsein kommt. Und zwar vor allem beim vorzeitigen Tod, wie ihn der Jüngling zu Nain starb und wie ihn außerdem unzählige junge Menschen starben. Gerade unser Geschlecht, das durch zwei Weltkriege hindurchgehen mußte, weiß etwas zu sagen von zerstörtem Lebensglück, von zerrissenen Familienbanden, von allzu frühem und darum sinnlosem Sterben. Alles Reden vom Tod als einer sinnvollen Naturordnung muß hier zuschanden werden. In einem zweiten Teil müßte von der großen Notwende gesprochen werden, von der frohen Botschaft unserer Periköpe. Mitten in dieser Welt des Unheils wurde durch Jesus Christus ein Zeichen aufgerichtet, das auf Gottes gnädige Rettungstat hinweist. Er hat sich dieser heillosen Welt wieder zugewendet, weil er in seinem Erbarmen sie nicht ihrem Schicksal überlassen, weil er die zerstörte Schöpfungsordnung wieder herstellen will. Mit Jesus Christus hat diese neue Zeit des Heils ihren Anfang genommen, und nun wird es schon hier und da zeichenhaft sichtbar, wie Todesnot überwunden wird (Nain, Bethanien, Golgatha, die Märtyrer von Stephanus bis in unsere Gegenwart). Im Glauben dürfen wir die Überwindung des Todes jetzt schon erfahren, dereinst aber auch im Schauen. In einem dritten Teil könnte endlich noch von unserer Reaktion auf dieses gnädige Handeln Gottes gesprochen werden. Damals war es die Furcht und der Lobpreis Gottes. Wie steht es hier aber bei uns? Fehlt bei uns nicht beides? Die Furcht kennen wir wohl — aber es ist nicht mehr die Gottesfurcht, sondern die Schicksalsangst. Und der Lobpreis Gottes ist ebenfalls weithin verstummt vor lauter Menschenverherrlichung. Hören wir aber auf die frohe Botschaft unserer Periköpe mit einem Herzen, das sich nach Erlösung vom Todesschicksal sehnt, dann wird auch bei uns beides wach: Gottesfurcht und Lobpreis Gottes. Das Erschrecken vor dem heiligen Gott, der uns unheiligen Sündern so nahegekommen ist, daß wir seine Nähe spüren können und der Lobpreis über seine Rettungstat.

Dr. Paul Naumann.

Ernte- und Dankfest: Johannes 6, 24—29

Am Erntedankfest liegt es dem Prediger nahe, sich seine Predigtgedanken allein von dem Fest geben zu lassen und also nichts anderes zu tun als das, was der Tag ohnehin sagt, auszusprechen und zum Dank für die Erntegaben aufzurufen. Aber „ist die schenkende Güte Gottes wirklich so ablesbar, wie es am Erntedankfest erscheint? . . . Und war nicht bei den Auseinandersetzungen im deutschen Kirchenleben vor fünfzehn Jahren das der wesentliche Punkt: Läßt sich Gottes Wille und Wesen aus den sichtbaren Vorgängen, etwa aus den geschichtlichen Ereignissen, entnehmen und daraufhin verkündigen?“

Hertzberg, der dies fragt, hält es (in einer Meditation über Psalm 34, 2—9) trotz dieses theologischen Problems nicht für richtig, wenn sich der Prediger aus theologischen Bedenken am Erntedankfest aus dem 1. in den 2. Artikel flüchtet: „Erntedankfest ist der einzige Tag im Jahre, an dem die Dinge, denen wir unsere physische Existenz verdanken . . . sichtbar in die Kirche kommen, sich auf dem Altar und um ihn herum aufbauen und der Gemeinde sagen: Da sind wir! Kartoffeln, Korn, Gemüse und Obst sind die eigentlichen Prediger des Tages. Sie sind keinesfalls nur Gleichnisse und Zeichen, sondern Realitäten von eigenem Rang und Gewicht . . . Die für den Erntedanktag fällige Predigt ist also die über den 1. und nicht über den 2. Artikel.“

Man möchte geneigt sein, dem zuzustimmen, schon deshalb, weil viele Prediger heute allzu starke Hemmungen haben, die unaufgebbare Wahrheit des 1. Artikels zu verkündigen. Und doch bleiben Bedenken. Denn einmal besteht die Gefahr, daß unter dem farbenfrohen Schmuck der Altäre und unter den volkstümlichen Bräuchen dieses Tages das christliche Erntedankfest zur heidnischen Naturfeier entartet. Zum andern gilt, was die lateinische Kirche sagt: „Christus est annus.“ „Eine reformatorisch-kirchliche Festfeier ist ein gefährliches Unternehmen, sobald der Anlaß nicht das ‚Allein durch Christus‘ ist. Es gibt gewiß Routiniers, die kommen um alles herum; aber die Reformation kam und kommt nicht um alles herum. Luther konnte danken, nur weil er durch Christus Gott als einen Vater wußte; ohne Christus — das sagt Luther deutlich genug — wäre Gott ihm wie ein fressendes Feuer vorgekommen, ja, wie ein als Teufel verkleideter Gott. Durch den 2. Artikel allein kann Luther im 1. Artikel danksagend stehen. Und uns geht es um kein Haar anders“ (Fendt). — Darum kann auch am Erntedankfest der 1. Artikel nicht vom 2. und 3. gelöst werden. Darum können für den Christen die Erntegaben nicht nur „Realitäten sein von eigenem Rang und Gewicht“, sondern müssen zugleich „Zeichen“ sein, die hinweisen auf die Erlösung durch Christus. (Auch die Natur ruft nach Erlösung.) „Es ist nun einmal in keinem andern Heil und kein anderer Name uns gegeben“ — auch nicht am Erntedankfest, und der Christ wird unbedingt auch am Erntedankfest Christ sein müssen. — Daß die Früchte der Felder und Gärten neben dem Kreuz auf dem Altar liegen, hat sein gutes Recht; aber eben nur dann, wenn damit die unauflösliche Bindung des Schöpfungsglaubens an den Erlösungsglauben ihren sinnbildlichen Ausdruck finden soll. Es empfehlen sich daher für das Erntedankfest Texte, in denen diese Verbindung schon im Text gegeben ist, wie etwa in dem hier gewählten: Joh. 6, 24—29.

Zum Text: Vorausgegangen ist unsern Textworten die Speisung der Fünftausend. (Jesus weiß, daß der Mensch auch vom Brot lebt. Darum auch im Unser-Vater die Bitte ums tägliche Brot, die nicht spiritualistisch verstanden werden darf. Das antike „naturalia turpia“ ist vor der Bibel nicht gerechtfertigt. Aller falschen Geistigkeit und Übergeistlichkeit gilt, daß Gott die Materie nicht verachtet. „Gott nimmt die Magenfrage ernst. Es gibt auch einen göttlichen, heiligen Materialismus“ [Lüthi].)

Das Volk, das die wunderbare Speisung in der Wüste erfahren hatte, war zweifellos dankbar. Es ist begeistert Jesus nachgefolgt. Dennoch trifft es Jesu scharfer Tadel darum, weil ihnen das Brot, das sie gegessen

hatten, nur Brot und kein darüber hinausweisendes „Zeichen“ war. „Jesu erstes Wort an sie ist eine Zurechtweisung ihrer sinnlichen, in das Irdische versunkenen Art. . . Von der Befriedigung über seine geringere Gabe sucht Jesus sie zu dem Verlangen nach seiner eigentlichen Gabe zu erheben“ (F. Büchsel). „Sie erwarten Falsches von ihm, weil sie nur die irdischen Gaben ansehen und nicht verstehen, daß das irdische Brot nur ein ‚Zeichen‘ ist, durch das Gott sie hinweisen wollte auf die Sendung des Erlösers und den Anbruch der Heilszeit . . . Nicht irdische, sondern bleibende Nahrung, nicht das irdische, sondern das ewige Leben soll Ziel und Inhalt ihres Lebens sein“ (J. Jeremias). Darum „ergazesthe!“ = müht euch um die „bleibende Speise“, um das „Lebensbrot“! — Die Passapilger merken, daß Jesus damit etwas über das Irdische Hinausgreifendes von ihnen verlangt; aber sie denken dabei an die Werke, die das Gesetz Gottes von ihnen fordert. „Das Spätjudentum vergleicht nämlich die Tora mit dem Brot; von daher verstehen sie unter ‚Sichmühen um bleibende Speise‘ folgerichtig den Gehorsam gegen die Gebote der Tora“ (Jeremias). Jesus aber sagt ihnen: Ihr versteht mich falsch; das Werk Gottes (Gen. qualitatis nicht auctoris), das von euch gefordert ist, sind nicht die Gesetzeswerke, sondern der Glaube. (Bengel: *Jesus singulare numerum oponit plurali Judaeorum, qui dixerant opera Dei*). „Das ist das Werk Gottes, daß ihr glaubt an den, den Er gesandt hat.“

Die Predigt könnte ausgehen von der Tatsache, daß wir die Früchte des Feldes in die Kirche gebracht haben, d. h. an den Ort, „da das Evang. von Christus verkündigt und die Sakramente nach Christi Einsetzung verwaltet werden“. Das bedeutet, daß wir Geistliches und Weltliches, Brot und Evangelium zusammengebracht haben. Und beides gehört auch zusammen. Wo das Geistliche vom Weltlichen, das Brot vom Wort getrennt wird, da sind die Früchte des Feldes nur noch Kalorien, da wird schließlich das Lebensmittel zum Lebenszweck. „Wo sich andererseits die Frömmigkeit von den naturhaften Grundlagen und der durchbluteten Leiblichkeit entfernt, da beraubt sie sich der Möglichkeit, irdische Funktionen wie Essen und Trinken und die Sorge um die Nahrung mit dem Glauben an die Erlösung und ein ewiges Heil zu verknüpfen“ (W. Stählin).

Beides gehört zusammen in dem Gott, der zugleich der Schöpfer und der Erlöser, der Erlöser und der Schöpfer ist. Die Früchte des Feldes haben ihren Ursprung in Gott. Sie sind geschaffen durch sein allmächtiges Wort, d. h. im Sinne von Joh. 1, Kol. 1, 16, Hebr. 1, 3 durch Christus, Gottes ewiges Wort. Darum ist, wie Luther sagt, der Artikel von der Vergebung in allen Kreaturen, auch in den Gaben, die Feld und Flur darbieten, auch im Brot.

Das haben die Galiläer, die Jesus eben gespeist hatte, nicht erkannt. Sie waren nur satt, aber nicht sehend geworden. Sie kamen nicht zum Glauben an Christus. („Signis nondum erant ad fidem perducti“ — Bengel.) Darum Jesu Tadel (Vs. 26). — Und wir? Ist uns das Brotwunder der Ernte ein Zeichen für Gottes vergebendes Erbarmen? Wir haben den Blick verloren für die Zeichenhaftigkeit der irdischen Gottesgaben. Und doch ist auch unser Leben nicht ohne diese Zeichen (Hungerzeiten, Ernte, Durchhilfen). „Die Güte des Herrn ist es, daß wir nicht gar aus sind.“ Aber wir gleichen den Jüngern, von denen es nach der wunderbaren Speisung heißt:

„Sie waren nichts verständiger geworden über den Broten, und ihr Herz war erstarret“ (Markus 6, 52). - Daß doch unsere Herzen aus dieser Erstarung gelöst würden und wir verständiger würden über den Broten, daß sie uns Zeichen würden für Christus, der in diese Brotwelt eingegangen ist, um uns hier gegenwärtig und nahe zu sein. Weil und indem er da ist, ist der Artikel von der Vergebung in aller Kreatur.

Wenn es in früheren Zeiten vielfach üblich war, über jedem Brotlaib, der angeschnitten wurde, das Zeichen des Kreuzes zu schlagen, wenn im Emmental ein Tischgebet am Bauertisch gebetet wird, das der Abendmahlsliturgie entnommen ist, so liegt darin ein Hinweis auf die Zusammengehörigkeit von Brot und Wort, von Schöpfung und Erlösung. Und auch die Kruzifixe auf den Fluren draußen weisen auf diese Zusammengehörigkeit hin. Desgleichen viele Tischgebete. Ebenso die Früchte des Feldes auf dem Altar zu Füßen des Kreuzes.

Der 2. Teil der Predigt hätte dann zu Christus als dem „Brot des Lebens“ zu führen. Übergang: Das Brot, das wir essen, gibt zwar Leben, aber kein ewiges Leben. Und doch ist dieses das letzte Ziel, zu dem Jesus uns bringen will. (Vgl. die alte Erntedankfestperikope vom reichen Kornbauern.) Darum mahnt Jesus: „Wirket Speise, die da bleibt ins ewige Leben!“ „Des Menschen Sohn wird sie euch geben.“ Und er gibt sie nicht nur, er ist sie selbst, er ist das „Brot des Lebens“. (Was das heißt, an Hand von Vers 35 und 51 ff. ausführen; evtl. hier Hinweis auf das Hl. Abendmahl: auch hier das Brot von Christus zum „Zeichen“ gemacht, zum Erinnerungszeichen an ihn und seine Erlösertat am Kreuz.)

Leben wir von diesem Brot? Das hieße recht danken. (Danken heißt im Lateinischen: Gratiam referre = die Gnade zurücktragen.) Umkehr, Hinkehr zu Christus ist der rechte Dank, auch der rechte Erntedank. Lukas 17, 11—19 (die zehn Aussätzigen) (— auch ein Text für das Erntedankfest, in diesem Jahr jedoch Perikope des 14. S. n. Trin. —) zeigt: Man gibt Gott die Ehre, indem man zu Jesus kommt, ihm dankt. Und wer von den Zehn nicht zu ihm kommt, der mag hundertmal in den Tempel pilgern — er hat Gott nicht die Ehre gegeben, die ihm gebührt, ja, er hat glaubenslos gehandelt. Nur dem, der zu ihm umgekehrt war, spricht Jesus den Glauben zu. Nur ihm gilt seine Verheißung: „Dein Glaube hat dir geholfen.“ Denn der Glaube an den Sohn Gottes ist das Werk Gottes, das Verheißung hat. An Ihn glauben, das heißt sich Speise verschaffen, die bleibt ins ewige Leben.

Im Glauben an ihn wird unser täglich Brot zum „Zeichen“, zum Hinweis auf den Tag, da wir als seine Gäste im Himmel ewiglich satt sein werden.

Darum beten wir:

„Herr, wir kommen zu dem Essen,
Laß uns Deiner nicht vergessen,
Denn Du bist das Lebensbrot;
Speis die Leiber, stärk die Seelen,
Die wir Dir jetzt anbefehlen,
Steh uns bei in aller Not;
Hilf uns, daß wir nach der Erden
Deine Gäst' im Himmel werden.“

Ludwig Eisinger.

BERICHTE UND MITTEILUNGEN

Was können wir tun im Kampf gegen Schmutz- und Schundliteratur?

Seit Monaten wird Klage geführt über die immer mehr um sich greifende Verbreitung minderwertiger Bücher, Broschüren und Zeitschriften, insbesondere des pornographischen Schrifttums. Statistiken geben darüber Auskunft, daß der Umsatz der sogenannten Schmutz- und Schundliteratur 60 Millionen DM beträgt und noch im Steigen begriffen ist. Immer dringlicher wird die Schaffung eines Gesetzes, das die Verbreitung dieser Literatur wenn nicht verbietet, so doch wesentlich einschränkt. So sehr wir auch ein solches Gesetz begrüßen müssen, so groß ist auch unsere Verpflichtung, dem guten Buch mehr als bisher die Wege zu ebnen und vor allem der Jugend Bücher und Schriften in die Hand zu geben, die ihr eine wirkliche Hilfe in ihren Nöten sein können, ihnen gute Erzählungen und Romane zu vermitteln, damit sie nicht aus Mangel an guten Büchern zu den minderwertigen Schriften greifen muß. Ein Mangel an guten Büchern existiert heute freilich nicht mehr; die Schwierigkeit liegt vielmehr auf finanziellem Gebiet, denn Bücher sind keine billige Ware. Wohl ist es richtig, daß auch dort, wo das Geld knapp ist, leider immer noch Mittel für schlechte Bücher ausgegeben werden. Für einen großen Teil unserer Gemeindeglieder dürfte dies aber doch nicht zutreffen; sie möchten wirklich gute Bücher lesen, können es sich aber nicht leisten, dafür Geld auszugeben.

Ob hier nicht ein wichtiger missionarischer Auftrag für uns gegeben ist? Auch eine Kirchengemeinde wird nicht über große Mittel verfügen, die sie für diese Zwecke ausgeben kann. Aber auf einen Weg soll doch an dieser Stelle hingewiesen werden, der wenigstens in bescheidenem Maße helfen kann, um unseren Gemeindegliedern das Lesen guter Bücher zu ermöglichen. Das ist die Einrichtung einer evangelischen Gemeindebücherei. Die finanzielle Frage, die natürlich auch hier sofort auftaucht, dürfte keine unüberwindliche Schwierigkeit bieten. Einige praktische Hinweise sollen hier gegeben werden:

1. Die evangelischen Gemeindebüchereien, die sich dem Reichsverband und dem Landesverband evang. Gemeindebüchereien in Baden (Karlsruhe, Blumenstraße 1) anschließen, erhalten gegen einen Jahresbeitrag von 15.— DM außer dem Buchberater 4—5 Bücher.

2. Mit den evangelischen Buchhandlungen in Baden ist ein Abkommen getroffen, wonach solche Bücher, die für eine dem Landesverband angeschlossene Bücherei angeschafft werden, ein Rabatt von 12,5% gewährt wird.

3. Für den Neuaufbau und die erste Einrichtung einer evangelischen Gemeindebücherei gibt der Landesverband einen Zuschuß, der es ermöglicht, einen Grundstock von guten Büchern zu beschaffen.

4. Durch Ausleihgebühren ist es möglich, Mittel aufzubringen, um die Bücherei fortlaufend zu ergänzen.

Wir bitten diejenigen Pfarrämter, die bisher noch keine Bücherei eingerichtet haben, diesem Gedanken näherzutreten und mit Hilfe des Landesverbands eine Bücherei aufzubauen.

Heute möchten wir auf einige Bücher hinweisen, die sich für eine Gemeindebücherei besonders eignen. Aus Raumgründen ist es nicht möglich, eine ausführliche Besprechung jedes Buches zu geben; wir müssen uns auf einige Stichworte und kurze Inhaltsangabe beschränken:

Ingeborg Maria Sick: **Mathilda Wrede**, ein Engel der Gefangenen. 288 S., geb. 4,80 DM. Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart.

Walter Thieme: **Mutter Eva**, die Lobsängerin der Gnade Gottes. Werk und Leben von Eva Tiele-Winkler. 334 S., geb. 6,80 DM.

Denksteine des lebendigen Gottes. Aufzeichnungen selbsterlebter Führungen und Begebenheiten von Schwester Eva von Tiele-Winkler. 135 S., geb. 4,80 DM. Beide Bücher im I. G. Onken-Verlag, Stuttgart und Kassel.

Über das Leben und Lebenswerk dieser beiden Frauen braucht hier nichts ausgeführt zu werden; sie sind uns Pfarrern hinreichend bekannt. Wer weiß, welche Segensströme von ihnen ausgegangen sind, der wird diesen Büchern gern einen Platz in der Gemeindebücherei geben, damit viele Glieder unserer Gemeinden einen Einblick in das Lebenswerk dieser ganz aus der Kraft des gegenwärtigen Christus wirkenden Frauen bekommen.

Eine Bachbiographie sollte eigentlich in keiner evang. Gemeindebücherei fehlen. Hinreichend bekannt ist das feine Büchlein von Hesselbacher: **Der fünfte Evangelist** (Quell-Verlag, Stuttgart). Im Bachjahr hat der Evang. Pressverband für Bayern eine kurze Beschreibung des Lebens und Wirkens des Thomaskantors herausgegeben (Heinrich Schmid: **Johann Sebastian Bach**, 38 S., 0,85 DM). Ebenso ist im Christlichen Zeitschriften-Verlag, Berlin, ein Büchlein herausgegeben (Elsbeth Schütze: **Bachbüchlein für Jedermann**, 72 S., 1,20 DM), das in erzählender Form Bachs Leben schildert.

Zu den guten christlichen Erzählungen gehören die Bücher von Gerhard Ringeling, die der Evang. Verlag „Der Rufer“ in Gütersloh herausgebracht hat. Die **Jakobsrebe** (88 S., 2,85 DM) führt in die Zeit des dreißigjährigen Krieges und stellt die erbarmende Liebe eines Pfarrers in den Mittelpunkt, der durch seine aufopfernde Tat zum Retter seiner Gemeinde wird. Diese opfernde Liebe leuchtet auch in dem andern Buch: **Das Notkreuz** (6 Erzählungen; 135 S., 3,50 DM) auf, das von Menschen berichtet, die in ihrem Opfer Erbe, Glück und Leben neu geschenkt zurückerhalten. Ein drittes Büchlein von Ringeling trägt den Titel „**Seefahrend Volk**“ (116 S., 3,40 DM) und enthält vier Erzählungen vom alten Fischland. Unser eigenes Menschenschicksal wird uns mit diesen Seeleuten vor die Seele gestellt: Der Kampf ums Leben in Schuld und Not und Herzenshärte, die doch Gott in Gnaden zu seinem Ziel führt.

Heinrich Oltmann: **Und das Meer ist nicht mehr**. (192 S., 4,50 DM. Evang. Verlag Gerhard Möbius, Neumünster). Es schildert uns Menschen, die durch unermeßliches Leiden hindurch gehen müssen, um doch endlich als die Getrösteten daraus hervorzugehen und

anderen zum Segen zu werden. Diesen Inselbewohnern, denen das Meer so viel Liebes genommen hat, wird das Wort des Sehers zum Trost, das den Titel des Buches bildet (Offenb. 21, 1).

Mitten in unsere Gegenwart hinein führt uns das Buch von Arthur Bach: *Der dunkle Weg*; aus dem Tagebuch einer Flüchtlingsfrau (64 S., 2,— DM; Verlag Brockhaus, Wuppertal-Barmen). Hier wird nicht nur das ganze Elend der letzten Kriegsjahre sichtbar, sondern auch die Kraft des Gotteswortes, die den leidgeprüften Menschen sprechen läßt: „Ich weiß wieder, daß Gottes Barmherzigkeit und Liebe um Jesu Christi willen mein Leben und meine Zukunft trägt“. - Karl Weise: *In der Kelter Gottes*; die Berufung des Michael Kreutz (239 Seiten, 6,— DM., im gleichen Verlag). Auch diese Erzählung führt uns in die notvollen vergangenen Jahre und zeigt den Weg, der aus Heimatlosigkeit und Wirrnis herausführt. Auch hier ein Bekenntnis zu Christus als dem einzigen Retter aus der Dämonie dieser chaotischen Zeit. — C. E. Winter: *Karlas schönstes Jahr*. (126 S., 3,— DM; im gleichen Verlag). Ein Buch, das sich besonders für junge Mädchen eignet. Ein Menschenkind, das aus sprühender Lebensfreude und kindlicher Sorglosigkeit zum selbstlosen Einsatz bei hilfsbedürftigen Menschen geführt wird und im höchsten Opfer Freude und Leben findet.

Eine feine Auswahl von Kurzerzählungen hat Reinhold Braun unter dem Titel *Unter Gottes Sternen*; Geschichten vom beispielhaften Leben in 3. Auflage im Christl. Zeitschriften-Verlag, Berlin herausgegeben (216 S., 6,50 DM). Die Namen Winnig, Hesselbacher, Ina Seidel, Brües, Findeisen, Wiechert und viele andere bürgen dafür, daß uns hier beste christliche Erzählkunst geboten wird. Ein Buch, das auch für Vorleseabende gute Dienste tun wird.

Den Missionsfreunden sei das Buch von Oskar Gemuseus und Joseph Busse empfohlen: *Ein Gebundener Jesu Christi*; das Lebensbild des Fiwombe Malakilindu, eines Helfers in der Nyassa-Mission der Brüdergemeine (Ludwig Appel Verlag, Hamburg), das uns zugleich einen Einblick in Arbeit der Heidenmission gibt.

Vielleicht darf man auch ein paar Gedichtbände in eine evang. Gemeindebücherei einstellen. Hier sei vor allem auf die von Werner Kohlschmidt und Johannes Maassen herausgegebene Sammlung: *Auch unser Lied soll zeugen* (208 S., 4,80 DM) hingewiesen, die vom Herder-Verlag in Freiburg in Verbindung mit dem Furchen-Verlag in Tübingen erschienen ist. Aus der Fülle der überkommenen Gedichte aus den Jahren 1933—1945 wurden solche ausgewählt, die durch ihre gültige Form auch künftiger Zeit noch zu künden vermögen, daß christliches Leben nicht starb in diesen Jahren der Not. Es seien nur die Namen Bonhoeffer, M. Hausmann, Klepper, R. A. Schröder und O. v. Taube genannt, deren Lieder in feiner Auswahl hier zu finden sind.

Einen Gedichtband des verewigten Generalsuperintendenten Paul Blau hat der Freimund-Verlag in Neuendettelsau unter dem Titel *Du meine Seele singe* (126 S., 2,10 DM) herausgegeben, der Zeugnis gibt von dem Gottesfrieden dieses Mannes, der uns mit seinen Liedern eine wertvolle Gabe hinterlassen hat.

Geschichten und Bilder aus der Inneren Mission
Material zur Woche der Inneren Mission vom 6.—12. Oktober

Nicht müde werden — rufen wir zum Tag der Inneren Mission in diesem Jahr den Gemeinden zu. Unsere Bilder aus der Inneren Mission wollen zeigen, daß die Mitarbeiter an diesem großen Liebeswerk der Evangelischen Kirche auch nicht müde werden dürfen, wenn das Werk bestehen und der Auftrag des Herrn der Kirche erfüllt werden soll. Es ist aber nicht Menschenwille und Verstand, nicht Bemühen und eigenes Verdienst, die das Werk immer wieder gelingen lassen, es ist Gottes Auge, Seine Gnade und Barmherzigkeit, die die Werke der Inneren Mission und die Mitarbeiter in Seinem Dienst erhält.

* * *

13 Krankenhäuser mit 1413 Betten, 3 große Pflegeanstalten mit 537 Betten, 11 Heime und Abteilungen für Mutter und Kind mit 455 Betten — wieviel unermüdliche Liebe birgt der Dienst an den Kranken, Elenden und Hilflosen! 3 neue Krankenhäuser in Kork, Mannheim (Diakonissenhaus), Salem-Heidelberg (innere Abteilung des Diakonissen-Krankenhauses)!

Nachtwache. Es ist still auf der Station geworden. Wie verschieden atmet hinter all den Türen das schlafende Menschenleben! Hier und da wacht noch ein Kranker in Schmerzen oder auch in Kummer. Die junge Schwester, die ein paar Wochen Dauerwache zu leisten hat, geht ab und zu, hilft, tröstet, beobachtet. Wo ist ihre eigene Angst geblieben? Vergessen in dem beglückenden Gefühl des Helfendürfens, der Verantwortung, der Selbständigkeit. Sie fühlt die Kräfte wachsen. Die Dauerwache ist das Gesellenstück der Schwester. Und übersieht man einmal die Lage nicht, dann kann man die Stationsschwester oder den Arzt holen. Der Morgen bringt fröhliche Kameradschaft und Spaziergänge mit den anderen Nachtschwestern. Gesunde Jugend reagiert auf die Einsamkeit der Nacht nun mit munterem Gedankenaustausch. Die Dauerwache gehört zu den ersten und zugleich fröhlichsten Erinnerungen des Schwesternlebens!

Gemeindeschwester, die Perle der Diakonie. Eine junge Krankenschwester wurde zu einer lungenkranken Frau geschickt, die mit ihren beiden 12- und 14jährigen Kindern zusammenlebte. Aber wie sah es in diesem Haus aus! Die ganze Stube voller Unordnung, ein Schmutz, wie sie ihn bis dahin noch nirgends gesehen und erlebt hatte. Die Bettlade war mit Backsteinen gestützt, das Bett strotzte vor Unreinigkeit und wimmelte von Ungeziefer, so daß sich das junge Schwesterlein nicht mehr zu raten und zu helfen wußte. Unter großer Selbstüberwindung führte sie die ärztlichen Anordnungen aus, wusch sie die Kranke, kämpte ihr die verwirrten Haare. Nach vielen Bitt- und Bettelgängen konnte eine neue Bettlade besorgt und ein neuer Strohsack gefüllt werden. Ein Handwerksmann, der die Stube tünchen sollte, eine Putzfrau zu gründlichem Hausputz wurden bestellt. Und wie nun die Schwester, die fleißig mit Hand anlegte, neben der Putzfrau auf dem Boden kniete und bürstete, da ging es ihr immer wieder durch den Sinn: „Und da soll die Gemeindecrankenpflege die Perle aller Diakonie sein! Ich möchte nur wissen, wo da die Perle wäre? Ich sehe keine!“ Aber als dann das Werk

der Reinigung vollbracht und die kranke Frau in einem sauberen Zimmer und frischen Bett lag, als die Tochter zum Instandhalten der Wohnung angeleitet war und die Kranke ihr kräftiges Essen hatte, da hat sich diese mehr und mehr erholt. Und mit der äußeren Wandlung ging auch eine innere Veränderung bei der Frau vor sich; sie wurde immer mehr verlangend nach Gottes Wort und hat schließlich durch den aufopfernden Dienst der Schwester den Weg zu Christus gefunden. Da war auch die Schwester glücklich und zufrieden geworden. Sie hatte die Perle der Diakonie entdeckt. In 358 Gemeindepflegestationen wird in Baden solcher Dienst von über 500 Schwestern getan.

Besuch in Kork. Wenn wir von Mosbach oder von Kork hören, dann beschleicht uns ein geheimes Grauen, weil wir das Elend der Schwachsinnigen, die dauernder Pflege bedürfen, und der Epileptischen ahnen und vielleicht auch nicht begreifen können, daß es Menschen gibt, die mit ihnen Tag um Tag leben wollen, um ihnen zu helfen. Es sind die größten Sorgenkinder mancher Familie, die dort untergebracht sind. Und wer einmal mit solchen Eltern gesprochen und den Kummer in ihren Augen gelesen hat, mit dem sie um das geliebte Kind bangen, der weiß auch, wie froh viele sind, daß es Menschen gibt, die sich helfend solchen Anstalten zur Verfügung stellen! Und wenn die lieben Besucher, die dann und wann z. B. in Kork einkehren, ein wenig länger bleiben könnten, dann würden sie viel Herrliches sehen, was einem flüchtigen Eindruck versagt bleibt. Sie würden spüren, wie innig alle miteinander verwachsen sind, die Kranken und die Schwestern, und würden bewegt sein von soviel Dankbarkeit und Anhänglichkeit, die oft gar rührend zum Ausdruck kommt. Sie würden vor allem sehen, daß man bei aller Not auch frohe Stunden kennt, wo man sich herzlich mit den Kindern freut und über ihre drolligen Einfälle und Fragen lacht.

Bei den ganz Kleinen. Es ist stürmische kalte Nacht. Das ganze Heim schläft. Schriill ertönt die Hausglocke. Die Nachtwache öffnet. Vor der Türe steht eine junge Frau mit ihrem Säugling auf dem Arm. Sie hat vor 5 Tagen entbunden, wird aus der Klinik wegen Platzmangel entlassen und weiß nicht, wohin. Die Säuglingsheime in der Großstadt sind alle überbelegt, irgendjemand weist sie ins Heim der Inneren Mission. Man nimmt sie auf. Sie ist durchfroren. Am nächsten Morgen hat sie Fieber, das sich stündlich steigert — Wochenbettfieber. Aber unter der sorgsamten Pflege der Schwestern kommt sie zur Genesung und dem Kind wird die Mutter erhalten. Es ist das Schicksal eines Ostflüchtlings, der die hilfsbereite Liebe der Inneren Mission erfahren darf. — Es ist Sonntag vormittag. Ein nagelneuer Fordwagen fährt in den Hof des Heims. Das Ehepaar, das ihm entsteigt, hat einige hundert Kilometer zurückgelegt, um sich aus dem Säuglingsheim den kleinen Stammhalter zu holen. Die Wahl ist bald getroffen und allgemein stimmt man darin überein, daß der kleine 8 Monate alte Jürgen sogar seinem Adoptivvater ähnlich sieht. Dieser nimmt ihn auch gleich mit und eines Tages wird er Weingutsbesitzer in der Pfalz sein. Diese Adoptivelftern wollen sich später zu dem Jungen noch ein Schwesterlein holen.

Kinderferien. Innere Mission ist nicht nur Pflege des Kranken, sie ist auch *Vorbeugung*, stete Wachsamkeit über das gesunde Kind, damit es nicht zu Schaden komme. Dem dient das weite Gebiet der

Kindererholung in Heimen, Landverschickung, Lagern und örtlicher Erholungsfürsorge — in 16 Heimen mit 1030 Plätzen und 21 Lagern mit 1041 Plätzen! Wie ist das nun in den Heimen der Inneren Mission? Diese öffnen das ganze Jahr hindurch ihr Haus den blassen, zarten Kindern und nehmen sie in ihre Obhut. Die Erholungsfreuden beginnen schon auf der Reise: Was gibt es da alles zu sehen, Bäche, Flüsse, blühendes oder reifendes Land, Schafherden auf der Weide, Störche auf der Wiese, viele Tunnels oder gar den Bodensee! Wißt ihr noch, wie wir bei einem Aufenthalt in Überlingen flache Steine übers Wasser springen ließen — ein andermal als der See zugefroren war, ihr über die spiegelglatte Fläche schleifen konntet? Bei den Kleinen braucht viel Eingehen, um etwa aufsteigendes Heimweh zu verhindern. Die Tage sind voll angefüllt mit tausend Freuden für das Kinderherz, daß man bei der Rückfahrt nur staunen muß, wie anders die Kinder aussehen, frische, runde Gesichter, die voll Unbekümmertheit im Zug all die erlernten Lieder singen, die sie nun wie das Tischgebet auch nach Hause, oftmals in ein unkirchliches Haus, mitbringen. Groß ist die Freude der Eltern, wenn sie sie von weither, von der Nordsee und von Holland, wieder in den Armen halten und noch lange klingt es in den Besuchen der Sprechstunden von Dankbarkeit und Freude über die Hilfe nach.

In der örtlichen Kindererholung der Großstädte ist es allemal das gleiche Bild: Jeden Tag bringen die Mütter ihre Kleinen — in den eigentlichen Ferien sind es die Schulkinder — an den Sammelplatz in einem Kindergarten. Mit großem Jubel wird der geräumige Autobus begrüßt, der jeden Morgen die lustige Schar auf die „Lochmatte“, in die „Jakobshütte“ oder „Marienhütte“ und wie sie weiter heißen mögen, entführt. In den ersten Tagen gab es wohl bei einigen Knirpsen einen tränenreichen Abschied und manches hätte am liebsten die Mutti mitnehmen wollen. Aber schon nach einigen Tagen war dieser Schmerz überwunden, jetzt freuen sich alle, mit dabei sein zu dürfen. Jeder Tag bringt andere Erlebnisse, ja sogar die Mahlzeiten sind eine Überraschung. Selbst die größten „Schnaiger“ gewöhnen sich daran, ihre Teller leer zu essen. In fröhlichem Treiben vergehen die Stunden, bis nach gründlicher Reinigung, der Autobus um 5.30 Uhr die Kleinen in die Stadt zurückbringt.

Kindergarten. In besonderem Maße sind die 372 Kindergärten der Inneren Mission die Träger einer gut ausgebauten vorbeugenden Fürsorge. Wie ist es uns ein Anliegen, daß die Pflänzlein in den Kindergärten gut gedeihen. Immer wieder stellen wir das Kind hinein in die Wärme der Liebe und der Freude, ohne die ein Kind weder leben noch gedeihen kann. Wenn wir auch in den äußeren Dingen nicht so können wie wir wollen, so macht die Liebe doch erfinderisch und die Kinder glücklich. Das 4jährige Hansele entthob seine Mutter aller Sorge um ein Geburtstagsgeschenk: „Du brauchst mer nix richte, ich krieg mei G'schenke im Kindergarten!“ — Aber da wird nicht nur gespielt und gesungen, da werden die Kleinen nicht nur bewahrt und erzogen, da werden sie ganz bewußt zu den Füßen des großen Kinderfreundes, Jesus Christus, geführt. Die tiefsten Eindrücke des Menschenlebens geschehen in der Kindheit. Die Gebete und die Lieder des Kindergartens haben manchen schon auf dem Wege des Lebens begleitet und er hat sie wieder hervorholen können, als es auf Wegen der Trauer, der Krank-

heit mit dem Leben nicht nach Wunsch ging — und sie haben ihn vor Schlimmem bewahrt. Daher sind auch die Kinderschwester so besonders im Bewußtsein unserer evangelischen Gemeinden verwurzelt und wir verstehen jene Kinder so gut, die den zweiten Vers des Liedes „Jesu geh voran“ umdichteten nach ihrem Verständnis, als sie ihn einst vorsingen sollten: „Solls uns hart ergehn, laß die Schwester stehn“.

Müttererholung. In einer Altstadtgasse liegt schwer krebsteidend eine alte Frau in ihrem Bett. Die Pflege ist schwer. „Wollt ihr die Mutter nicht doch ins Spital geben?“, meint die Gemeindegemeinschaft, die täglich kommt, und sieht sorgenvoll in die abgespannten Züge der jungen Frau, die Tag und Nacht um die langsam dahinsiechende Mutter bemüht ist. „Nein, nein, das kommt gar nicht in Frage, solange es der Mutter wegen nicht nötig ist, sie ins Krankenhaus zu bringen“, meinen einmütig die Eheleute B. Sie haben lange von der Güte der Mutter gelebt und wollen ihr nun den letzten Dienst tun. Schwer ist es oft, denn es laufen noch zwei kleine Kinder in der Wohnung herum und wollen auch versorgt sein. Als nun die arme Kranke erlöst ist, ist auch ihre treue Pflegerin am Ende ihrer Kraft. Wie gern möchte ihr Mann etwas für sie tun. Aber wie soll das gehen mit 45.— DM Wochenlohn? Wie gut, daß hier die Krankenkasse einen Zuschuß zusagt, wie gut, daß die Innere Mission dem Gemeindedienst Mittel zur Verfügung stellt, um hier zu helfen. Wie schön aber auch, daß es evangelische Heime gibt — unter den 13 Erwachsenenenerholungsheimen mit ihren 416 Plätzen eine ganze Anzahl — in denen erholungsbedürftige Frauen nicht nur äußerlich gestärkt werden, sondern auch oft genug innerlich die Hilfe finden, die ihnen neue Kraft und neuen Mut zum Leben gibt.

Erziehung im Schulkinderheim. Die 10jährige Hildegard wurde von der Fürsorgerin als Neueintritt zu mir ins Büro gebracht. Seit einem Jahr hatten wir schon zwei Schwestern von ihr im Haus. Die Mutter kümmerte sich gar nicht mehr um ihre Kinder, sie lebte wieder im Rheinland, der Vater war gefallen. Ich fragte die Kleine, ob sie sich auf ihre beiden Schwestern freue. Das Kind schwieg verwundert. Ich wiederholte: „Du weißt doch, daß Ursula und Brigitte bei uns sind?“ Wie ein Schrei brach aus der Tiefe eines heimatlosen Kinderherzens die Frage hervor: „Ursula hier? Brigitte hier? Ursula hier? Brigitte hier?“ Ich merkte jetzt erst, die kleine Hildegard wußte von nichts. Sogleich rief ich der um zwei Jahre älteren Ursula und der etwas jüngeren Brigitte. Ergreifend war dieses Wiedersehen. Die Kinder umarmten sich, sie tanzten umeinander herum und Küsse wurden ausgetauscht. Dies war die Wiedergründung einer Kinderfamilie. Keine fremde Pflegefamilie ist imstande, drei Geschwister aufzunehmen. Ein Kinderheim wurde eine Kinderheimat.

Unsere kleine Rheinländerfamilie hatte in Ursula eine Mutter. Sie knüpfte Schuhnestel, trocknete Tränen und kam abends an das Bett der Kleinsten. Von der rechtschaffenen Großmutter kam ein erfreuter Brief: „Kinder, betet für eure Mutter, sie führt kein gutes Leben“. Ja, uns war bekannt, sie sei ein haltloser Mensch. Nach jahrelanger Trennung erschien die Mutter bald darauf. Sie kam in Uniformhosen einer Straßenbahnschaffnerin. Die Kinder schämten sich und sagten nach dem Weggang untereinander: „So zu uns kommen; einen Rock hätte sie doch noch gehabt!“ Abends lag die zehnjährige Gertrud schlummernd mit ge-

falteten Händen im Bett. Erschütternd: ein Kind betet um ein reines Herz der Mutter! Wie anders würden die Kinder daheim einschlafen! — Das ist ein kleiner Ausschnitt aus der Hilfe der Inneren Mission, die sie in 16 Kleinkinder- und Schulkinderheimen bietet.

Die Not der Schulentlassenen-Fürsorgeerziehung.
Hannelore ist in einer ordentlichen Familie mit 2 kleinen Geschwistern aufgewachsen. Der Krieg verändert mit einem Schlage ihr Leben. Vater ist vor Stalingrad vermißt. Die Mutter kommt auf die schiefe Ebene. Aus einer vor Schmutz starrenden Wohnung wird die 14Jährige, die schon eine feste Freundschaft mit vollem Einverständnis der Mutter hat, herausgeholt. Im Mädchenheim gelingt es, den guten Kern, der in dem Mädels steckt, wieder zu wecken, es wird sauber und fleißig und wenn es von zuhause spricht, kommen die Tränen. Das Heim wird ihr eine zweite Heimat, in die sie aus ihren Stellen zurückkehren und immer Rückhalt finden wird. Denn ihr eigentliches Heim hat sich mit dem Tode des Vaters für sie geschlossen.

Und dann die vielen Anfragen in den Gemeindediensten und im Gesamtverband: „Mein Junge ist zuviel sich selbst überlassen, meine Frau und ich sind berufstätig, wo kann ich ihn unterbringen?“ — „Meine 13jährige Tochter hat sich mit Ausländern eingelassen, was kann geschehen, daß sie die unguuten Erlebnisse vergißt?“ — „Wir bitten, zu überlegen“, schreibt ein Pfarramt, „wo ein 20jähr. jg. Mann weiter verbleiben kann. Bei der Nachricht, daß er aus der staatlichen Erziehungs-Anstalt entlassen werden soll, erlitt die Mutter einen Nervenzusammenbruch.“ — „Wir haben in unserer Gemeinde einen 13jährigen Jungen, der unbedingt aus der hiesigen Umgebung sofort in ein Heim verbracht werden müßte, da er allerhand üble Dinge anstellt und die Mutter nicht mehr mit ihm fertig wird.“ — „Wir suchen einen Platz für ein schwer erziehbare 14jähriges Mädchen mit stark psychopathischen Zügen. Sie ist Halbwaise, der Vater gefallen, die Mutter betreibt ein ansehnliches Handwerk und ist eine resolute, gesunde Frau. Sie hofft, daß das Kind in einer erziehlich günstigeren Umgebung zu einem guten Menschen heranreift und will hierfür jedes Opfer bringen!“ — „Eine Flüchtlingsfrau meiner Gemeinde beantragt die ‚Zwangserziehung‘ ihrer Tochter in einer Erziehungsanstalt für verwahrloste Mädchen. Die Tochter führt einen sehr schlechten Lebenswandel und treibt sich nachts mit Burschen des Dorfes herum.“ — Nun, „Zwangserziehung“ gibt es für solche Kinder ja heute nicht mehr, zumal wenn die Eltern guten Willens sind. Stehen keine Mittel zur Verfügung, dann gelingt es meist, sie im Wege der freiwilligen öffentlichen Erziehung in eines unserer Heime zu bringen, zahlen die Eltern selbst, dann geschieht die Unterbringung durch uns in dem Heim direkt. Wichtig ist, daß in allen diesen Fällen geholfen wird, in 9 Anstalten für Schulentlassene mit 391 Plätzen.

Kriegswaisen. „... Wir suchen eine Dauerpflegestelle für einen 11jährigen heimatvertriebenen Jungen. Der Vater starb während des Krieges, die Mutter verhungerte im Lager, drei Brüder sind gefallen. Ein überlebender Bruder fand ihn in einem Kinderheim in der Ostzone. Er nahm ihn zu sich, aber die Ehe wird geschieden. Das Kind ist vernachlässigt, hungert an Leib und Seele...“ Der Gemeindedienst hat eine Pflegestelle. Die rechtliche Bäuerin steht dann kopfschüttelnd vor ihm: „... Bub, den Kopf kannst du jetzt wieder hochtragen. Dein Bauch

ist aufgetrieben und ganz verschleimt bist du, Vater, hol die Kirschenstengel. Der Bub bekommt Hustentee. Ich hatte zwei Buben, die hatten kernige rote Backen. So sollst du auch bekommen . . ." Der Vater brachte die Kirschenstengel: „Nun, Bub, was willst du werden?“ — „Mein Vater war Gutsverwalter. Ich will ebenfalls Landwirt werden“. — Da lacht der Alte: „Ja, Bub, wenn du brav bist, kannst du immer bei uns sein und einmal unser Anwesen übernehmen . . .“

Schutzaufsicht. Willi stammt aus einer Mischehe. Der evangelische Vater ist gefallen. Die katholische Mutter ist seitdem verbittert, überarbeitet, leicht reizbar und jäh. Willi war ihr Lieblingskind. Aber seit der Schulentlassung versteht sie ihn nicht mehr. Er weicht ihren unbegründet strengen Strafen aus. Essensentzug macht ihn zum Selbstversorger. Nachdem er bei einer wohlmeinenden Tante einen schweren Einbruchsdiebstahl verübt hatte, besteht eine gerichtlich angeordnete Schutzaufsicht. Der Schutzaufsichtshelfer war nach einjähriger Tätigkeit selbst von der Erfolglosigkeit seiner Arbeit überzeugt und wollte alles hinwerfen. Aber der Gemeindedienst mußte ihm schreiben: „ . . . denn nicht wir haben den ‚Erfolg‘ in der Hand. Wenn Willi in seiner Sterbestunde erstmalig Ihrer dankbar gedenkt, war Ihre Arbeit erfolgreich . . .“ Der bewährte Kirchenälteste verstand unseren Brief. Die Mauern sind nun gefallen. Bald wird die Schutzaufsicht aufgehoben werden, aber die persönliche Bindung wird bleiben.

Flüchtlingskinder. Als Christian und Anni 6 und 5 Jahre alt waren, erlebten sie, wie die Mutter von ihrer Seite gerissen und erschossen wurde, wie die Großmutter auf dem „Treck“ in der bitteren Winterkälte starb, wie man sie beide todmatt in ein Kinderheim der Ostzone brachte. An den Vater, der schwer herzleidend aus russischer Gefangenschaft in den Westen kam und kurz darauf starb, können sie sich kaum noch erinnern. Er hat seine Kinder nicht mehr aufgefunden. Dies gelang erst nach seinem Tode mit Hilfe des Suchdienstes seiner in Baden lebenden Tante. In ihren bedrängten Verhältnissen konnte sie die Kinder nicht zu sich nehmen, doch gelang es ihr, sie am gleichen Ort bei einem Bäckerehepaar unterzubringen. Diese hatten die Absicht der Adoption. — Als die Fürsorgerin des Evang. Gemeindedienstes im Auftrag des Gemeindevorstandes zum ersten Mal in die Familie kommt, hat sich bereits herausgestellt, daß beide, Kinder und Pflegeeltern, nicht zusammenwachsen können. Anschmiegsame, liebebedürftige Kinder hatte sich die Bäckerfrau gewünscht, einen kräftigen, zupackenden Jungen der Mann. Die beiden Kinder sind aber ganz anders: zurückhaltend, herb, scheu, geistig rege und vor allem sehr selbständig durch all ihr Erleben. In der Schule leisten sie Überdurchschnittliches und sind bei Lehrern und Mitschülern beliebt. Christian ist mehr Kopfarbeiter und wird sich einmal für eine kaufmännische Lehre eignen. Die Kinder sind äußerlich bei den Bäckerleuten gut versorgt, aber sie spüren: hier haben Menschen sich ihrer angenommen, die wohl in erster Linie einen Inhalt ihres einsamen Lebens, einen Sinn ihres beruflichen Schaffens suchten, die nur aus Redlichkeit und Pflichtgefühl gut zu ihnen sind, aber nicht aus un-mittelbarer selbstloser Liebe. Der Gemeindedienst muß nun eine neue Heimat für die Geschwister suchen. Ob sich eine Familie finden wird, die den beiden Kindern geben möchte, was sie brauchen? (Die Kinder

sind noch nicht untergebracht — praktische Aufgabe für einen Gemeindeabend in der Woche der Inneren Mission!.

Altersfürsorge. Und nun zur Unterbringung unserer Alten! Hier heißt es auf viele Wünsche und Ansprüche eingehen und dann das Rechte in der Empfehlung eines Altersheims treffen. Auswahl ist sicher vorhanden bei 33 Altersheimen mit 1286 Plätzen und dazu noch 4 Schwesternaltersheimen! Was wird da nicht alles erfragt und erbeten! „Ich bitte dringend um ein Einzelzimmer“, — das ist das erste und wichtigste. „Ich möchte in Karlsruhe in der Nähe meiner Kinder bleiben!“ — „Ich möchte nun nach vielen Jahren der Evakuierung in einem Heim auf dem Lande doch endlich wieder nach Mannheim zurück . . .“ — „ . . . Meine alte Mutter ist in einem Heim gut untergebracht, aber sie ist nun pflegebedürftig und muß verlegt werden, was raten Sie . . .?“ — „Meine Mutter kommt aus der Schweiz zurück, sie muß in einem Heim untergebracht werden, wo auch Platz für die Pflegerin ist . . .“ — „Ich möchte meine Tochter mitbringen, die mich pflegen soll, muß sie auch etwas bezahlen?“ „Ich würde gerne den angebotenen Platz nehmen, aber ich habe keine Möbel, bitte besorgen Sie bald Tisch, Bett und Schrank . . .“ — Ein Pfarrer schreibt: „Eine Frau unserer Gemeinde soll bald in ein Altersheim, aber sie hat nur 30.— DM Rente.“ Ein anderes: „Eine Frau meiner Gemeinde will in ein Altersheim, sie ist noch rüstig, kann sie gegen verbilligten Satz oder Taschengeld noch mitarbeiten?“ So hat die Innere Mission Tag für Tag in der Altersfürsorge ihre Aufgabe, zu helfen, unterzubringen, zu beraten und in Zusammenarbeit mit den Fürsorgeämtern die Kostenfrage zu klären; denn in einem Altersheim ist der billigste Pflegesatz 3.— DM im Tag, anders können die Heime, die z. T. schwer zu kämpfen haben, es nicht machen — und mithelfen wird jeder nach dem Maß seiner Kräfte. Die Alten tun es gern und sie sind dankbar für den freundlichen Lebensabend in einer tragenden Gemeinschaft.

Wandernde und arbeitslose Jugend. 200 000 Menschen heute täglich auf den Landstraßen! Darunter schätzungsweise 80 000 Jugendliche unter 21 Jahren, davon etwa 20 000 Mädchen! Ein Großteil besteht aus illegalen Grenzgängern. Bettelnd treiben sie sich umher und übernachten in Heuschobern, Übernachtungsheimen und im Freien. Dazu zählten wir in Westdeutschland am 15. 10. 1949: 350 000 arbeitslose Jugendliche und 200 000 Buben und Mädchen, die keine Lehrstellen finden konnten. Hier hat sich der Evangelische Jugend- und Aufbaudienst eingeschaltet und schließt solche Jugendliche, die dieses Leben satt haben, zu kleinen Gemeinschaften in Arbeitsgilden zusammen — in gemeinsamem Leben und in gemeinsamer Arbeit. Lebenserfahrene, auf dem Boden des Evangeliums stehende Männer leiten die Gilden, die Arbeit erwächst aus Forst und Bau. Von 27 Jungen konnten 19 in geordnete Verhältnisse gebracht werden. 1950 sind es zwei Gilden, die diese Arbeit tun. Die Heimschulen als weibliches Anlernjahr dienen der weiblichen arbeitslosen und wandernden Jugend. In der Heimschule in Neckarzimmern bewohnen 20 junge Mädchen mit der Heimmutter ein Haus. Sie lernen, was eine tüchtige Hausfrau wissen muß. Nach 5 Monaten Heimschule folgen 7 Monate Arbeit im Haushalt. So kommen sie in Arbeit. Es ist ein bunt zusammengewürfeltes Völkchen: aus Ostpreußen, aus Danzig, Schlesien und Ungarn. Manches Schwere liegt hinter ihnen. Eine hat 3 Jahre in Sibirien gelebt und eine andere war 3—4

Jahre mit vielen Menschen in einem Internierungslager in Dänemark eingepfercht.

Nicht müde werden heißt es auch bei denen, die sich nicht in eine solche Gemeinschaft mehr einfügen lassen und von der Inneren Mission im Lager betreut werden. Da ist der kaum 18jährige, der von der Polizei eingeliefert wird. Wegen Bettelns und Landstreicherei war er in Haft. Bereits seit 3 Jahren strömert er nach seinen eigenen Worten durch das Land. Der Vater gefallen, die Mutter unbekanntem Aufenthalts. Schon einmal war er im Lager. Damals flüchtete er. Heute trägt er einen anderen Namen. Welches war der richtige? Oder sind beide falsch? Das muß erst festgestellt werden. — Ein anderer kam aus der Ostzone. Das Rheinland war sein erstes Ziel. Hier fand er nicht, was er suchte. Er ging schwarz nach Frankreich. Dort wurde er geschnappt. Jetzt blieb ihm die Wahl, entweder ins Gefängnis oder in die Fremdenlegion. Er wählte die Legion. Ein Vierteljahr hielt er es dort aus, dann wurde er krank und deshalb entlassen. Er kam zurück nach Frankreich und wurde dann ausgewiesen. Auch jener, der mit seiner „Braut“ durch die Lande zieht, gehört zu dem alltäglichen Bild. Kaum 19 Jahre ist er alt, sie werdende Mutter. Nun sucht er Unterkunft und Hilfe.

Auch in solchen Fällen will die Innere Mission noch helfen, wenigstens ihre Hilfe anbieten und, wenn es auch wenige sind, so läßt sich auch hier der eine oder andere durch die nimmermüde Liebe in ein anderes Leben hineinziehen.

Können wir Badener dem Evang. Kirchengesangbuch zustimmen?

Von Rudolf Zöbele

Das von der „Arbeitsgemeinschaft für Gesangbuchreform“ herausgegebene „Evang. Kirchengesangbuch“ (E.K.G.) liegt wie den anderen Landeskirchen auch uns in Baden zur Entscheidung vor, ob wir es als 1. Teil unseres badischen Gesangbuches annehmen wollen oder nicht. Als letzte Instanz wird die Landessynode mit dieser Frage sich zu befassen haben.

Das E.K.G. unterscheidet sich in bestimmter Hinsicht von allen bis heute im Gebrauch befindlichen Gesangbüchern: Es hat ein ausgesprochenes Profil, eine besondere Prägung. Es will nicht eine „Anthologie“ sein, eine Liedersammlung, die alle Epochen des Kirchenliedes und alle Frömmigkeitstypen gleichmäßig berücksichtigt; es will kein Kompromißwerk sein, das den verschiedensten Forderungen des Geschmacks oder Ungeschmacks, den Wünschen nach Tradition, Eingebürgertem, Volkstümlichem usw. Rechnung trägt. Wenn man von einigen Zugeständnissen absieht, kann man wohl sagen, daß das E.K.G. seine kompromißlose Linie ziemlich einhält.

Diese Linie besteht in einer auffallenden Bevorzugung des alten Liedes. Von den 394 Liedern des Gesangbuches fallen nicht weniger als 157 in das 15. und 16. Jahrhundert (darunter 37 Umdichtungen und Übersetzungen von Vorlagen aus der vorreformatorischen Zeit). Aus dem 17. Jahrhundert (30jähriger Krieg) stammen 121 Lieder; insgesamt sind es also aus der Zeit vor 1700 277 Lieder. Der Rest von 117 Liedern gehört

den drei letzten Jahrhunderten an. Von diesen 117 Liedern entfallen 48 auf das pietistische Lied und 20 (Einzelstrophen miteingerechnet) auf die kirchliche Erweckungsbewegung im 19. Jahrhundert. Danach nimmt gegenüber dem reformatorischen Liedgut das Lied der subjektiven Heils- erfahrung einen sehr geringen Raum ein. Das heißt also: Das E.K.G. ist einseitig. In der Vorlage des E.K.G., dem Gesangbuch der evangelischen Christenheit (G.E.C.) trat diese einseitige Linie noch stärker hervor. Unter seinen 335 Nummern befanden sich sogar 178 Lieder aus dem 15. und 16. Jahrhundert, 106 aus dem 17. Jahrhundert und 51 aus der Zeit nach 1700 bis zur Gegenwart. Das E.K.G. hat also seinen Liedbestand um 59 Nummern — größtenteils zugunsten des pietistischen und Erweckungsliedes — erweitert. Aber einseitig ist es immer noch.

Was ist der Grund für diese Einseitigkeit? Blankenburg betont in seinem Aufsatz: „Theologische Verantwortung in der Gesangbuchfrage“ (Deutsches Pfarrerblatt 1950, Nr. 12), daß das neue Gesangbuch nur verständlich werde durch drei miteinander zusammenhängende Vorgänge der letzten Jahrzehnte: 1. die kirchenmusikalische Erneuerungsbewegung, 2. das neue Verständnis der reformatorischen Theologie, 3. die Bemühungen um die Neugestaltung des evang. Gottesdienstes. Diese musikalische, theologische und liturgische Neubesinnung, die von der Reformation her ihre Orientierung empfängt, begnügt sich nun aber nicht damit, das neu entdeckte alte Liedgut der Gemeinde wieder zugänglich und vertraut zu machen, sondern sie erhebt das reformatorische Lied zum absoluten Maßstab, an dem das gesamte Liedgut der späteren Zeit gemessen und gewertet wird. Man geht dabei von der Tatsache aus, daß sowohl nach Luther wie nach Calvin das Lied der Gemeinde nichts anderes sein soll als gesungenes Bibelwort. Dieser Bedingung, so wird gesagt, die im reformatorischen Lied in einzigartiger Weise erfüllt ist, genügen die Lieder der folgenden Jahrhunderte nicht mehr. Sie verkündigen nicht mehr das objektive Gotteswort, sondern in zunehmendem Maße die Gedanken und Empfindungen der Menschen darüber, wie auch nach der musikalischen Seite hin eine fortschreitende Lockerung im Wort-Ton-Verhältnis und damit eine Verweltlichung eintritt. Nach Blankenburg stellt darum die Geschichte des evang. Kirchenliedes seit Luther (und er beruft sich dabei auf Karl Barth) trotz ihrer mannigfaltigen Höhepunkte nicht eine Weiter- und Aufwärtsentwicklung, sondern aufs ganze gesehen, einen Abstieg dar, eine allmähliche und zunehmende Entfernung von dem reformatorischen Ausgangspunkt. Danach ist im Gesangbuch eigentlich legitim nur das Lied, das dem reformatorischen nahesteht; dasjenige aber, das vom reformatorischen Ausgangspunkt sich entfernt, hat nicht das gleiche Daseinsrecht und ist im Grunde nur geduldet.

Ist diese Schau richtig? Richtig ist lediglich die Feststellung, daß das spätere Lied vom reformatorischen sich entfernt. Es dürfte aber falsch sein, aus dieser Tatsache allein schon Werturteile über kirchlichen Charakter und gottesdienstliche Brauchbarkeit der Lieder abzuleiten. Mir scheint, daß man bei dem Satz, den Luther in seiner Vorrede zum 1. Gesangbuch 1524 aufstellt, die Gesangbücher haben das heilige Evangelium zu treiben und in Schwang zu bringen, den Begriff „Evangelium treiben“ zu eng faßt — enger als Luther es gemeint hat —, als sei lediglich die objektive Weitergabe der Heilsbotschaft Verkündi-

gung des Evangeliums und nicht auch das persönliche, aus der subjektiven Glaubenserfahrung geborene Zeugnis, das den Reichtum der großen Heilstatsachen im einzelnen entfaltet. „Subjektive“ Glaubenserfahrungen müssen ja nicht notwendig im Gegensatz stehen zu den Glaubenserfahrungen der Gemeinde. Die Lieder der verschiedenen hymnologischen Perioden haben alle ihre Besonderheit und ihre bestimmte Aufgabe und darum ergänzen sie sich gegenseitig. Das reformatorische Lied behandelt das große Grundthema der christlichen Verkündigung, die Botschaft von der alleinseligmachenden Gnade Gottes, mit einzigartiger Klarheit und Wucht — und kein Lied aus der folgenden Zeit kommt ihm hierin gleich. Seine Sprache (besonders bei Luther) ist von einer Kraft und Knappheit des Ausdrucks, wie sie von keinem späteren Dichter mehr erreicht wird. Aber dabei darf nicht übersehen werden, daß auch das Lied anderer Perioden, wie etwa des Pietismus oder der Erweckungsbewegung, Vorzüge hat, die hinwiederum dem reformatorischen fehlen. Es singt vom christlichen Leben, von Heiligung und Kampf, von Sieg und Bewährung; es wendet sich an den Willen, ruft auf zu persönlicher Entscheidung — und das gibt diesem Lied eine hohe seelsorgerliche Bedeutung. Es sei zugegeben, daß bei Liedern dieser Art die große Gefahr des Abgleitens in Subjektivismus und Moralismus besteht und so eine Frömmigkeit zum Ausdruck kommt, die im Grunde nicht Gott, sondern sich selbst zugewandt ist. Zugegeben sei ferner, daß die Sprache der Lieder, die von persönlichen Glaubenserfahrungen reden, viel wortreicher ist als beim alten Lied. Und zugegeben endlich, daß unter diesen Liedern sich sehr viel mehr Unbrauchbares findet als beim alten Liedgut und infolgedessen bei ihrer Auswahl eine besondere kritische Sorgfalt angewendet werden muß. Das alles aber hebt die Tatsache nicht auf, daß auch das Lied der späteren Zeit wertvollstes Gut enthält, das — weil seine Art eben eine ganz andere ist — nicht mit dem reformatorischen Lied verglichen und dementsprechend abgewertet werden darf. Darum ist auch die Kirchenliedentwicklung falsch gesehen, wenn man sie als eine absteigende Linie zeichnet: Am Anfang der Urzustand liedschöpferischer Vollendung, dann der Sündenfall und anschließend eine sich ständig fortsetzende Verschlechterung des Kirchenliedes. Es handelt sich m. E. hier weder um eine aufsteigende noch um eine absteigende Linie, sondern um einzelne Höhepunkte, die verschiedene Typen der Frömmigkeit und der Verkündigungsweise darstellen. Es ist verkehrt und führt zu Einseitigkeiten, wenn eine dieser Typen zur absoluten Norm erhoben wird. Frühere Zeiten sahen die Kirchenliedentwicklung als aufsteigende Linie; die Reformationszeit galt als primitiver Anfang und das der gegenwärtigen Geistelhaltung entsprechende Lied als Höhepunkt. Von dieser Norm ausgehend wurde beispielsweise in der Aufklärungszeit in den Gesangbüchern das alte Liedgut gesichtet, und was übrig blieb, umgedichtet und entstellt. Diese Schau von der Aufwärts- oder Abwärtsentwicklung ist ein Beurteilungsschema, das der wahren Bedeutung des evangelischen Liedgutes niemals gerecht werden kann.

Auch auf die musikalische Seite des Kirchenliedes wird dieses Schema angewendet, d. h. der liturgisch gottesdienstliche Wert der Melodien wird gemessen an dem Maßstab der Gregorianik, und das Abweichen von ihr und das Eindringen der Dur-Moll-Tonalität in den Kirchen-

gesang als Abfall und Säkularisation bedauert. Lieder wie das gewaltige „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ und andere sogenannte Kantionallieder werden daher (bei aller Anerkennung ihres musikalischen Wertes) eben doch wegen ihres anderen Wort-Tonverhältnisses, ihrer Entfernung vom gregorianischen Stil in die 2. nicht mehr ganz auf der reformatorischen Höhe sich bewegenden Linie verwiesen (vgl. Blankenburg: „Wertmaßstäbe für Choralweisen“ in „Musik und Kirche“, 1948, Heft III/IV, S. 79 ff.) und die Melodie „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ sogar in die dritte Linie. Die Verabsolutierung der Gregorianik entspringt einem archaisierenden Ästhetizismus, der eine gerechte Würdigung der Melodien unseres Gesangbuches verhindert.

Angesichts dieser Verabsolutierung des alten Liedes darf es nicht wundern, wenn gegen das E.K.G. der Vorwurf des „Archaismus“ erhoben wird. Ihlenfeld („Evangelische Welt“, 1949) bemängelt von seinem Standpunkt aus (als Kenner und verdienstvoller Verbreiter moderner, geistlicher Lyrik), daß die Gemeinde gezwungen sei, fast nur in der Sprache vergangener Zeiten Gottes Lob zu singen. Er hat nicht ganz unrecht, wenn auch seine Bemerkung, das neue Gesangbuch sei jetzt schon veraltet, doch zu weit geht.

Jedenfalls: die Einseitigkeit des E.K.G. ist kein Vorzug. Sie bedeutet einerseits eine gewisse Verarmung, andererseits eine unerfreuliche Überfülle. Es fehlen Lieder, die für die Gemeinde wichtig wären und die nun die landeskirchlichen Anhänge nachholen müssen; dagegen stehen Lieder darin, die durchaus entbehrlich sind, ja, die keineswegs zu den wertvollen Leistungen des reformatorischen Liedschaffens gehören. Die Freude am reformatorischen Lied und vor allem an den wertvollen Melodien hat dazu verleitet, manchen Text aufzunehmen, der es wegen seines geringen Gedankengutes nicht wert ist, oder der wegen seiner holprigen Sprache, seiner altertümlichen, unverständlichen Ausdrücke niemals in der Gemeinde lebendig werden wird. Solche Lieder interessieren den Hymnologen, den Literaturhistoriker, lassen aber die Gemeinde kalt, auch wenn man sich bemüht, von der Seite der Melodie her für das Verständnis den Boden zu bereiten. Es ist eben nicht jedes Kirchenlied aus dem 16. Jahrhundert für die Gemeinde von heute noch brauchbar. Wieviel kostbare Zeit geht verloren, wenn etwa im Religionsunterricht außer der Sinnerklärung noch Worterklärungen gegeben werden müssen. Man könnte aus den ungebräuchlichen Worten der alten Lieder ein ganzes Vokabularium zusammenstellen (wie es auch tatsächlich in der Vorlage des E.K.G. bestanden hat), das den Benutzer des Gesangbuches darüber unterrichtet, daß „eben“ = zuverlässig, „Blödigkeit“ = Schwachheit, „Kron“ = Versammlung (= corona), „vorhin“ = von Anfang an bedeutet. (Wer versteht z. B. den Satz aus dem Lutherlied „Komm, Gott, Schöpfer, heiliger Geist“ ohne Kommentar: . . . „ . . . Du weißt, daß's dein Geschöpf vorhin sein“ . . .?) Dazu kommt, daß viele alte Lieder durch erforderliche Silbenkontraktionen schwer für die Gemeinde singbar sind. Lieder wie der Quempas („Den die Hirten lobten sehre“) gehören darum allenfalls in ein Choralliederbuch, aber nicht in das Gesangbuch der Gemeinde. (Dazu Strophe 3: „himmlische Hierarchia“!)

Auch unter den Liedern Luthers sind einige, die für die Gemeinde von heute sich nicht mehr eignen. Z. B. „Nun komm der Heiden Heiland“

(wer versteht ohne weiteres den Satz Vers 4: „Der Glaub bleibt immer im Schein“?) Es wäre für die Gemeinde kein Verlust und gegenüber dem großen Meister des Kirchenliedes keine Pietätlosigkeit gewesen, wenn man solche Lieder hätte wegfallen lassen.

Nun könnte man ja wohl sagen, daß diese Überfülle an alten Texten kein Schade ist, wer sie nicht benutzen will, lasse sie liegen. Ich fürchte nur, daß gerade dieses „Zuviel“ für die Gemeinden ein schwer zu überwindendes Hindernis werden kann, in dem Gesangbuch heimisch zu werden, und daß infolgedessen bei vielen Gemeindegliedern Gemeinschaftsliederbücher die Stelle einnehmen werden, die das Gesangbuch einnehmen sollte.

Die archaische Tendenz im E.K.G. tritt auch gelegentlich in der Melodiegestaltung in Erscheinung. Wie bei den Texten, so ist man auch bei den Melodien auf die Originalformen zurückgegangen. In vielen Fällen geschah das zweifellos zum Vorteil der Melodie, in anderen aber wieder nicht, so z. B. in dem Lied „Wachet auf, ruft uns die Stimme“, wo die beiden aus der Originalgestalt übernommenen Viertel auf das Wort „Stimme“ die eindringliche Kraft und Wucht der Melodie sehr beeinträchtigen. Das gleiche gilt von der Melodie „O, Lamm Gottes“, wo die eingeschobene punktierte Viertelnote mit Achtel auf das Wort „unschuldig“ der Melodie an dieser Stelle ihre feierliche Würde nimmt und ihr einen fast tänzelnden Charakter gibt. Daß ferner bei dem Lied „Dir, dir, Jehova, will ich singen“ die fröhliche Achtelbewegung durch lendenlahme Viertelnoten ersetzt ist, bringt die ganze Melodie um ihren frischen Schwung. Übrigens wird es in dem neuen Gesangbuch kaum noch eine Melodie geben, bei der die Gemeinde nicht umlernen muß: Entweder ist der Rhythmus anders oder der melodische Duktus, sehr oft beides.

Nun noch einmal die Frage: Können wir in Anbetracht dieser Bedenken dem E.K.G. zustimmen? Ich antworte darauf mit einem entschiedenen Ja, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Das E.K.G. soll das gemeinsame, deutsche, evangelische Gesangbuch werden, und ist bereits von sämtlichen Kirchen der Ostzone und von sieben Landeskirchen der Westzone angenommen. Damit ist eine Situation gegeben, deren Schwergewicht nicht ohne Auswirkung sein kann für die Entscheidung der übrigen Landeskirchen. Was wollen wir machen? Das badische Gesangbuch ist längst überaltert und bedarf dringend der Erneuerung. Also ein eigenes badisches Gesangbuch herausgeben? Damit stellten wir uns abseits der Einheitsbewegung — eine Haltung, die durch keinen noch so berechtigten Einwand gegen das E.K.G. sich rechtfertigen ließe. Oder das alte badische Gesangbuch immer wieder neu drucken? Das hieße vollends den Anschluß an die Gesangbuchentwicklung verlieren und — die Gelegenheit gründlich verpassen. Denn die Zeit zur Einführung eines Einheitsgesangbuches ist, wie von mir bereits in Kirche und Gemeinde (Nr. 35, 27. August 1950) gesagt wurde, trotz der wirtschaftlichen Notlage heute so günstig wie noch nie. In allen Landeskirchen besteht infolge der Maßnahmen des 3. Reiches, des Krieges und seiner Folgen, und schließlich durch das Hinzukommen der Flüchtlinge ein Mangel an Gesangbüchern, der trotz Neudruck der alten Auflagen immer noch nicht behoben ist. Mit Recht wird geltend

gemacht (Bayerische Denkschrift, S. 8): Wenn wir fortfahren, die alten Gesangbücher in den erforderlichen großen Auflagen neu zu drucken, dann ist auf lange Zeit hinaus bei den auch für die Zukunft zu erwartenden wirtschaftlichen Verhältnissen an ein gemeinsames deutsches evangelisches Gesangbuch nicht mehr zu denken. Außerdem wissen wir nicht, wie lange wir noch die Möglichkeit zum Druck eines neuen Gesangbuches haben.

2. Das E.K.G. ist trotz der genannten Bedenken im Ganzen doch ein gutes Buch und jedenfalls für uns Badener ein bedeutender Fortschritt über unser bisheriges Gesangbuch hinaus. Daß wertvolles altes Liedgut der Gemeinde wieder zugänglich gemacht wird, daß vor allem das Lied der Reformationszeit im Gesangbuch den Platz wieder einnimmt, der ihm zukommt, das gehört zu den stärksten Aktivposten des E.K.G. Die Hinwendung zur Reformation in der kirchenmusikalischen Erneuerungsbewegung ist eine natürliche Reaktion gegenüber der seit Jahrhunderten herrschenden Unterschätzung des reformatorischen Liedes. Seither unbekannte Lieder wie die der böhmischen Brüder (Michael Weiße) oder die Lieder von Martin Behm (die Gebete um Sonnenschein und Regen, wie überhaupt seine Naturlieder), das Neujahrslied von Johann Zwick mit seiner reichen Gedankenfülle, das gewaltige Pfingstlied von Ambrosius Blarer „Jauchz, Erd und Himme!, juble hell“ — um nur einige Beispiele zu nennen — sind es wirklich wert, aus der Vergessenheit hervorgezogen zu werden und in den unveräußerlichen Besitz der Gemeinde einzugehen. Bei vielen dieser sogenannten alten Lieder spüren wir, daß sie gar nicht alt sind, sondern so frisch und gegenwartsnah, als seien sie aus der heutigen Situation heraus gedichtet worden.

Man kann nicht sagen, daß das E.K.G. eine einseitig konfessionelle Haltung einnimmt. Das Liedgut des Luthertums ist wohl stark vertreten, aber auch das der reformierten Kirche (Jorissenpsalmen, Tersteegen usw.) findet die ihm gebührende Berücksichtigung. Im übrigen ist weithin das lutherische Liedgut von dem Reformator an bis hin zu Paul Gerhardt ebenso Besitz der reformierten Gemeinden wie der lutherischen, wie auch umgekehrt die lutherischen Gemeinden weithin an dem Liedgut der reformierten teilhaben. Die oben aufgezeigte Einseitigkeit des E.K.G. ist nicht im Konfessionellen begründet, sondern in kirchenmusikalischen Erkenntnissen, die beiden Konfessionen gemeinsam sind. Auf keinen Fall wurden die Lieder nach der Konfessionszugehörigkeit der Dichter ausgewählt. Daß im E.K.G. viel wertloser Ballast abgeworfen worden ist, darf vor allem darum gutgeheißen werden, weil das geringe Liedgut sehr oft das Hindernis ist, daß von dem wertvollen ausgiebiger Gebrauch gemacht wird.

Ein Verdienst des E.K.G. ist es auch, daß man grundsätzlich die Originalform der Texte wieder hergestellt hat, was in all den Fällen sehr zu begrüßen ist, wo durch die Textänderung die Kraft und Anschaulichkeit des Ausdrucks zerstört worden war.

Vor allem aber birgt das E.K.G. einen reichen Schatz herrlicher Melodien aus den Blütezeiten der Melodieschöpfung, für die wir nicht dankbar genug sein können. Daß das Zurückgehen auf die Originalformen in vielen Fällen der Melodie erst ihre Schönheit wiedergibt, ist schon gesagt worden. In den Fällen allerdings, in denen die ursprüng-

liche Form nicht die glücklichere ist, wäre die Frage zu erwägen, ob es sich nicht empfiehlt, bei einem badischen Nachdruck des E.K.G. der Originalfassung die in Baden gebräuchliche Melodieform beizufügen, die fast durchweg mit der des alten „Deutschen Evang. Gesangbuches“ (D.E.G.) und damit vieler anderer Landeskirchen übereinstimmt. Es steht dem nur das Bedenken entgegen, daß damit die vom E.K.G. erstrebte Vereinheitlichung des Kirchengesangs an einigen Stellen durchbrochen wäre.

Aus all den Erwägungen ergibt sich der Schluß, daß wir trotz mancher Bedenken im Einzelnen und auch grundsätzlicher Art dem E.K.G. doch unser Ja geben dürfen.

Zeitschriftenschau

„Evangelische Theologie“, 1949, Heft 5 (Nov.). — Außer dem von Andersen in der „Evang. Luth. Kirchenzeitung“ kritisierten Aufsatz von H. Diem „Die Geburt der Gemeinde in der Predigt“ bringt das Heft eine Arbeit von Pfr. M. Eras „Das römische Lehrbekenntnis und wir Evangelischen heute“. Hier wird die theologische Erklärung von Barmen mit der maßgeblichen römischen Lehre in der Professio fidei Tridentina konfrontiert und der schlüssige Beweis erbracht, daß „Barmen“ nicht weniger den katholischen als den DC-Irrlehren zuwider ist. Daß bei dieser Gelegenheit auch für die VELKD-Lutheraner einige nicht unbegründete Bemerkungen abfallen, weil sie von den „reformierten“ Barmener Thesen sich distanzieren, war zu erwarten. — Prof. Lic. Walter Holsten gibt den Missionsgesellschaften nach seiten gewisser zweifellos veralteter, dem Pietismus entstammender Erbeigentümlichkeiten Anlaß zum Nachdenken.

Heft 7/8 (Jan./Febr. 1950). Im Herbst 1949 fand in Genf ein internationales Treffen um das Thema „Neuer Humanismus“ statt. Karl Barth hielt dabei einen Vortrag über „Die Aktualität der christlichen Botschaft“, der hier abgedruckt ist. — Der Herausgeber Prof. Dr. E. Wolf schreibt über „Die Rechtfertigungslehre als Mitte und Grenze reformatorischer Theologie“. Er zeigt, wie verhängnisvoll es sich auswirkt, wenn man diese Lehre zu einem locus der Dogmatik, zu einem einzelnen Lehrstück verkürzt. — Unter dem Titel „Conf. Aug. VII. im Luthertum des 19. Jahrhunderts“ behandelt Dozent Lic. W. Schneemelcher die Frage nach dem rechten Selbstverständnis der Kirche anhand der dogmatischen und kirchenregimentlichen Deutungen im vergangenen Jahrhundert unter unionistischen und pietistischen Voraussetzungen. Ergebnis: Der Kirchenbegriff des Luthertums im 19. Jahrhundert kann vor dem Art. VII der Augustana nicht bestehen, weil er romanisiert ist im Sinn des Organismus-Begriffs. Auch das normative Mißverständnis der Bekenntnisschriften als kirchengründend und unwandelbar, wie es im heutigen Luthertum nachdrücklich auftritt, wird abgewiesen, ebenso die Auffassung der doctrina als einer Summe von Lehrbegriffen. — Vom Rest des Heftes ist für uns als Nachbarn interessant der vor dem pfälzischen Arbeitskreis für Liturgie 1949 in Speyer von Pfr. Handrick in Niederkirchen bei Kaiserslautern gehaltene Vortrag über „Das Wesen des

Gottesdienstes“, angesichts der schlechten pfälzischen Agende von 1927 sonderlich aktuell! -

Heft 9 (März 1950). Nach einer sehr schönen Bibelarbeit von Pfr. Lic. H. W. Wolff über den ersten Psalm folgt von Prof. Dr. Prenter eine Studie über die „Ansicht vom Menschen“ bei dem dänischen Theologen Grundtvig. - Pfr. Lic. Dr. G. Nie meier stellt unter der Überschrift „Priester - Prediger - Präzeptor“ einigermaßen schematisch, jedoch richtig und theologisch begründet, die Auffassungen der drei christlichen Kirchen des Abendlandes vom geistlichen Amt dar.

Heft 10 (April 1950). Rev. Dr. Ehrhardt-Manchester untersucht in einem Aufsatz „Pontius Pilatus in der frühchristlichen Mythologie“ das Problem: Wie kommt Pilatus ins Credo? Für uns Abendländer sehr problematisch, hat diese Frage für die ostkirchliche Tradition ein anderes Gesicht, verehrten doch die koptische und äthiopische Kirche den Pilatus als Heiligen! Bis zu Melito v. Sardes, Tertullian, Origenes läßt sich die positive Beurteilung des Pilatus, der sich in Unschuld die Hände wäscht (Matth. 27, 24) zurückverfolgen. In gleichem Licht sieht ihn der Erlaß Valentinians I. von 367, wie ihn die apokryphischen Evangelien z. T. schon sahen und die große Pilatusliteratur, die sich ums Jahr 150 feststellen läßt. Die „Acta Pilati“ gehen in ihrer Urform noch ins 1. Jahrh. zurück. Man sah Pilatus im Gegensatz zu den Juden als Freund oder gar Anhänger Jesu. Daneben erhob sich bei den Vätern auch der Widerstand gegen die Verherrlichung des Pilatus im Abendland. Dahinter stand die frühe Zitierung des Pilatus im Credo, verursacht nicht nur durch 1. Tim. 6, 13, sondern auch durch den Gegensatz zum Dokerismus (z. T. gepaart mit gnostischem Anti-Semitismus), durch magische Tendenzen (Exorzismus) und chronologische Erwägungen. - Sehr wertvoll ist die Antrittsvorlesung des Dr. Dr. Gz. F o h r e r (Marburg 1949) über „Die zeitliche und überzeitliche Bedeutung des Alten Testaments“ insbesondere des Prophetismus und der Weisheitslehre. - Höchst aktuell und beherzigenswert ist der Angriff, den unter der paradoxen Überschrift „Liturgie - Lethargie“ Prof. Dr. B u c h h o l z - Darmstadt gegen die Säkularisierung der Liturgie und den sakralistischen Liturgismus führt. Er betont das Recht des Nebeneinanders des lutherischen und des oberdeutschen Typus im evangelischen Gottesdienst und findet kritische Worte zur „Naturalpräsenz“, die heute in der Abendmahlslehre drohe, zur falschen Auffassung des „Kirchenjahres“, zur fragwürdigen Behandlung der alten Perikopen, deren „Konservierung“ „mit erstaunlicher Naivität betrieben“ werde und „zum rituellen Traditionalismus und sakralen Konstruktivismus“ unserer Tage. - O. Bruder-Zollikon wendet sich gegen die im Heft 4/1949 der „Evang. Theologie von dem Arzt Dr. Schulte vorgetragene Anschauung von den „Heilungen Blumhardts“. D. Karl Bender.

Evangelische Theologie, Heft 11, (Mai) 1950. — Drei Aufsätze beschäftigen sich mit der katholischen Kirche und ihrer Theologie. Dr. theol. Jul. G r o s s - Göttingen „Religionsfreiheit und katholische Kirche“. Das Fazit der gelehrten Untersuchung aller einschlägigen päpstlichen Bullen und Enzykliken der Vergangenheit wie der Religionsgesetzgebung in Francos Spanien: Alle nicht katholischen Religionen sind Irrtümer und darum ohne Existenzberechtigung. Nach katholischer Lehre gibt es keine

Glaubensfreiheit. Wo die Kirche sie dulden muß, sucht sie deren Bewegungs-, Lehr- und Propagandafreiheit nach Möglichkeit einzuschränken. Prinzipiell kennt sie nur absolute, d. h. dogmatische und praktische Intoleranz. Auch der im April d. Js. in den „Stimmen der Zeit“ von dem Jesuiten Pribilla gemachte Vorstoß für praktische Toleranz gegenüber Andersgläubigen ändert daran nichts. — Daran ändert auch nichts der theologische Vorstoß des Jesuiten Henri de Lubac (Franzose) gegen den im Neothomismus neu unterstrichenen Satz: *gratia naturam perficit*. Der theologische Standpunkt Lubacs findet verständige Würdigung in dem von Pfr. Prof. Dr. Hans Ehrenberg beigezeichneten Aufsatz „Wandlungen im theologischen Denken des Katholizismus“. — Zur Enzyklika Pius XII. „*Mediator Dei*“ vom 20. 11. 1947 schreibt Sup. Dr. Deter unter dem Titel „Der Hüter Roms“. Der Papst biegt die liturgische Bewegung im katholischen Deutschland in ihren protestantisierenden Irrtümern ab, sucht aber ihre lebendige Kraft der Gesamtkirche zuzuführen. Der Herausgeber, Prof. E. Wolf, versieht in einem Nachwort Hans Asmussens „sehr positive Wertung“ der Enzyklika (vgl. „Abendmahl und Messe“ 1949) mit einem kritischen Fragezeichen.

Evangelische Theologie, Heft 12 (Juni) 1950. — Anlässlich des 250. Geburtstages Zinzendorfs untersucht Universitätsdirektor Lic. Heinz Renkewitz das Hauptwerk der neueren Zinzendorf-Forschung, des Schweden Gösta Hök Buch „Zinzendorfs Begriff der Religion“, das zu dem Schluß kommt: Zinzendorf ist weder Lutheraner noch Pietist, sondern vertritt eine spiritualistische, der römischen Lehre nahestehende Anschauung. Renkewitz weist ins einzelne gehend die völlige Unzulänglichkeit der Methode Höks nach, damit aber auch die Unhaltbarkeit der Hök'schen Beurteilung Zinzendorfs. Der Renkewitz'sche Aufsatz „War Zinzendorf ein Spiritualist?“ verdient das Lob einer ebenso sachkundigen und begründeten wie maßvollen Kritik. — Den Aufsatz des Pfarrers Hch. Treblin-Nieski „Soteriologie oder Doxologie? Die Umkehr als theologisches Prinzip“ habe ich nur teilweise kapiert. Wer die theologischen und kirchlichen Tendenzen der Barthianer kennt, wird sie in der Definition wiedererkennen, mit der in Weiterführung von Aug. VII und Barmen III der Aufsatz abschließt: „Kirche ist der Leib Christi, wie er Gestalt gewinnt im Dienst seiner Glieder, nämlich in der mannigfachgehorsamen Wahrnehmung seines Worts und der Sakramente auf seinen Befehl, im Vertrauen auf seine Verheißung und im Gebet um sein Kommen, wobei es Gott überlassen werden muß, zu wissen und an seinem Tage offenbar zu machen, wo und wann er in solchem Dienst menschlicher Kirchentümer sein Werk ausrichtet und seine Kirche baut.“

D. Karl Bender.

Theologische Zeitschrift, herausgegeben von der Theologischen Fakultät der Universität Basel, VI. Jahrg., Heft 3, Mai/Juni 1950.

Prof. D. Eduard Schweizer-Zürich veröffentlicht S. 161—185 eine Vorlesung: „Eine hebraisierende Sonderquelle des Lukas?“. Neben Markus und Q findet er sie in folgenden Stücken des lukanischen Sondergutes: Kap. 1 f.; 5, 1—11; 7, 11—17; 7, 36—50; 8, 1—3; 9, 51—56; 11, 27 f.; 13, 10—17; 14, 1—6; 17, 11—19; 19, 1—10; 23, 50—24, 53, Stücken, die in zwei festgefühten Blöcken bei Matth. ihre Parallelen

haben (Matth. 16, 13—17. 23 und 8, 1—9. 34). Die Untersuchung ergibt etwa folgende Entwicklung: Es bestand eine Sammlung von Wundergeschichten (W) abgeschlossen mit Petrusbekenntnis, anschließender Heilung und Leidensverkündigung. Diese Sammlung lag schon Markus vor, der sie übernahm. Matthäus las Mk. und W nebeneinander, folgte in der Ordnung Mk., aber in Einzelheiten von W mitbestimmt. Ein griechisch schreibender Vorgänger des Lukas (H) hat W mit dem in Lukas vorliegenden Sondergut (S) verbunden. Für ihn sind die beobachteten Hebraismen charakteristisch. Lukas folgt in Aufriß und weithin auch im Wortlaut dem Mk., ergänzt und korrigiert aber öfters nach H, dem er auch sein Sondergut entnimmt. Konsequenzen: Lukas' historische Gewissenhaftigkeit erscheint in einem günstigeren Licht, als man oft annahm. Die erste, unbestimmtere Leidensverkündigung geht auf Jesus zurück. Auch Johannes verwendet eine Quelle, die wie W Wundergeschichten mit dem sie deutenden Bekenntnis zu Jesu Messianität und der dieses bestätigenden Verklärung enthielt. H wäre ein Repräsentant einer theologischen Richtung der Urgemeinde, die uns aus den Petrusreden der lukanischen Acta bekannt ist mit ihrer wesentlichen Betonung der Auferstehung. Theologisch bedeutsam: Große Teile der Urgemeinde erblickten in den sehr konkreten, ins Allerleiblichste hinein wirkenden Messiasatzen Jesu und im Sieg der Auferstehung das entscheidende Kerygma. — Prof. Dr. Völkler bespricht unter „Haeretica“ zwei neue Werke zur Ketzergeschichte. Das Buch von Delio Cantimori „Italienische Häretiker der Spätrenaissance“ (deutsch von W. Kaegi, Basel, 1949), erhält die Anerkennung, daß es in der Einzeluntersuchung „ganz ausgezeichnete Arbeit“ geleistet habe und für ein Studium des Spiritualismus im 16. Jahrhundert unentbehrlich sei. Im Gegensatz dazu erfährt das auch in Deutschland propagierte Buch von Walter Nigg („Das Buch der Ketzer“, Artemis-Verlag, Zürich, 1949), dessen früheres Buch „Große Heilige“ schon eindeutig als „rein journalistische Leistung“ ohne kirchenhistorischen Wert abgelehnt wurde, eine scharfe Kritik hinsichtlich der quellenmäßigen Fundierung der Heranziehung der Literatur, aber vor allem wegen seiner flüchtigen, oberflächlichen und verschwommenen Arbeitsweise, bei der „falsche Darstellungen und Fehlurteile sich fortgesetzt ablösen“ und „dieses historische Unvermögen nur durch eine journalistische Einkleidung verhüllt wird“. „Es wirkt geradezu empörend, daß ein solcher Dilettant es wagt, über Werke eines oft jahrzehntelangen Gelehrtenfleißes leichtsinnig den Stab zu brechen.“ Danach kam Niggs Wertung der Ketzer im allgemeinen — im Gegensatz zu G. Arnolds „Ketzergeschichte“ — nur als phantastisch, subjektivistisch und willkürlich abgelehnt werden. — Dozent Dr. Theophil Steinmann schreibt über „Die Gefahr der Dogmatik heute“. Er sieht sie in ihrer „objektiv-lehrhaften Form“, hergeleitet aus einem falsch biblizistischen Schriftaxiom, das — ähnlich wie in der Orthodoxie — die Schrift als Offenbarungs-Mitteilung wertet und das „subjektive“ Moment, das in allen Glaubensaussagen als solchen mit dabei ist, allzusehr beiseite läßt, so daß der Charakter der Schrift als menschliches Glaubenszeugnis übersehen wird zugunsten einer objektiven „Theologie des Wortes“. Daher kämen die — über das Glaubenszeugnis der Schrift hinausgehenden — dogmatischen Erörterungen in ontologischen Aussagen über innergöttliche Wesensbeziehungen und Funktionen in der Christologie, die Spitzfindigkeiten in Sachen des Ver-

hältnisses von Gnade und menschlicher Freiheit, die Alleswisserei über die doppelte Prädestination, die Problematik der Lehre vom Menschen usw., anstatt demütiger Bescheidung und rechten Stilleseins vor Gott. — Prof. Dr. Prenter-Aarhus (Dänemark) behandelt „Die Lehre vom Menschen bei Karl Barth“ (2. Halbband des 3. Bandes der „Kirchlichen Dogmatik“, §§ 44—47), den „bisherigen Höhepunkt des ganzen gewaltigen Werkes“. Leitsatz der Barthschen Anthropologie ist: Der Mensch Jesus als das offenbarende Wort Gottes ist die Quelle unserer Erkenntnis des von Gott geschaffenen menschlichen Wesens. Jesus hat sein Menschsein unmittelbar von Gott, wir es mittelbar durch ihn. Deshalb wird das Verhältnis dieses Menschseins (urbildlich in ihm, abbildlich in uns) im Denkschema der Analogie ausgedrückt. Und es ist konsequent, daß die göttliche Bestimmung des Menschen und die geschöpfliche Art des Menschen zweierlei sind, so gewiß Gott als Schöpfer und der Mensch als Geschöpf zweierlei sind, und daß diese Zweierheit analogisch verstanden wird. Denn die geschöpfliche Art des Menschen ist ein „auch der Sünde gegenüber durchhaltendes Kontinuum, ein auch durch die Sünde unverändertes und unvergängliches Wesen“. Aber diese ontologische „Humanität“ ist nur Gleichnis seiner ontischen Bestimmung. Diese gleichnishafte Bestimmtheit des menschlichen Seins, „diese Entsprechung und Ähnlichkeit seiner Art im Verhältnis zu seinem Sein als solchem ist die Humanität. Die imago Dei muß analogisch verstanden werden. Sie ist die analogia clationis als unverlierbare Humanität“. Um mehr als Analogie, d. h. aber um mehr als Gleichheit in der Ungleichheit kann es nicht gehen. — Prenter findet es schwer, den Begriff der Analogie als ontische Bestimmung, nicht als Analogie des Seins, d. h. als analogia entis aufzufassen. Denn es geht ja, wie auch im Begriff des Kontinuums (s. o.) liegt, um einen Sachverhalt ontologischer Natur. Wenn Barth von „relativ“ spricht, so ist das ja ein bestimmter Modus des „esse“. Analogia relationis ist eine analogia entis, auch wenn Barth es nicht wahr haben will! Dank aber der gehäuften Verwendung des Analogieschemas („Zeichen“, „Urbild“, „Abbild“, „Gleichnis“, „Ähnlichkeit“, „Entsprechung“, „Gleichheit bei aller Ungleichheit“) ist der Hauptgegensatz der Barthschen Anthropologie: „geschöpfliche Natur als solche und im allgemeinen“ — „göttliche Bestimmung dieser Natur“ (d. h. Jesu Humanität und die durch sie bestimmte menschliche Humanität). Das ist zwar der klassische Gegensatz „Natur“ — „Gnade“, wie er der ontologischen Fragestellung entspricht! Aber es ist nicht der biblisch-reformatorische Gegensatz „alter Mensch“ — „neuer Mensch“ (Fleisch — Geist), der ein Teil ist des Artikels der Rechtfertigung. Hier gipfelt die Kritik des Lutheraners an Karl Barth.

D. Karl Bender.

„Evang. Luth. Kirchenzeitung“, Nr. 12 vom 30. 6. 1950. — Das wichtigste in dieser Nummer ist der Aufsatz von Dr. Wilhelm Andersen-Brekum: „Die Wirklichkeit der Gemeinde Jesu Christi und des geistlichen Amtes“. Er bedeutet einen Protest gegen den von Hermann Diem in der „Evang. Theologie“ (1949, Nr. 5) veröffentlichten Artikel „Die Geburt der Gemeinde in der Predigt“, in dem „nicht nur die heil. Schrift verkürzt und verzerrt“ werde, die Wirklichkeit der Gemeinde nicht eigentlich zu Gesicht komme und die kirchlichen Erfahrungen der

Vergangenheit und Gegenwart nicht ihre volle Geltung erhalten. Das ist sehr milde geurteilt, wenn auch ablehnend; und kräftigere Kritik an Diems theologischer und kirchlicher Stellung wäre nötig. Seine politischen Äußerungen erfahren sie nachgerade in wachsendem Maß; und dies mit Recht! Vielleicht erfährt sie endlich auch der Theologe und Pfarrer Diem. Denn wer Predigt nur als momentanes Ereignis der Verkündigung sieht, wem Gemeinde nur „in actu“, Kirche immer nur „in statu nascendi“ vorhanden ist, von dem kann man ein Verständnis für das Wesen und Leben der Kirche nicht erwarten, weil er letztlich ein religiöser „Solipsist“ ist.

„Theologische Literaturzeitung“, Nr. 4/5, April/Mai 1950, erschien als „Sonderheft Theologentag Marburg 1950“. Es bringt eine Auswahl der dort gehaltenen Vorträge. Neunzehn davon sind meist wörtlich abgedruckt, vorab die Hauptvorträge der alt- und neutestamentlichen Sektion. Elert, Bultmann, Alt, Hertzberg, Bornkamm, Leipoldt, Ebeling, Maurer, Althaus, Doerne, Vogel, Schrey, Jannasch, Fendt, M. Fischer, Dedo Müller, Rosenkranz, Heiler kommen in ihren Referaten oder doch eingehenden Inhaltsberichten zu Wort. Auch sind neben kurzen Verhandlungsberichten aller Sektionsleiter Ausschnitte aus den jeweiligen Diskussionen geboten: Das Doppelheft ersetzt in seinem Inhaltsreichtum ein dickes Buch — eine hochwertige Ferienlektüre für jeden Pfarrer!

D. Karl Bender.

„Unterwegs“. Heft 3, 1950. — Herm. Diem schreibt über „Die Zukunft des Christentums“ von der problematischen Lage des Christentums vor und nach 1945 im Deutschland des Westens und des Ostens aus seiner bekannten problematischen Einstellung heraus. Wer diese kennt, wundert sich nicht, daß er von dem „deprimierenden“ Eindruck spricht, den Otto Dibelius' Buch „Die Grenzen des Staates“ auf ihn gemacht hat. Da Diem die Kirche nur als „Ereignis“ in der Gemeindepredigt kennt, darf man von ihm ein Verständnis für die aktuelle, politische Lage der Kirche und des Pfarrers im Osten nicht erwarten. — Gehaltreicher ist der Aufsatz des amerikanischen Chinamissionars Gilbert Baker, abgedruckt aus einer amerikanischen theologischen Zeitschrift: „Die christliche Kirche unter nichtchristlicher Obrigkeit“. Er bietet in der Hauptsache einen Rückblick in die Zeit der Urchristenheit, des Islam und der Missionsarbeit im Fernen Osten. Erwin Gross, der in letzter Zeit öfter „auffallend“ hervorgetreten ist, referiert über das Buch des Schweizer Nationalökonom Arthur Frey „Kirchen im Gericht“. Frey weiß vom deutschen Luthertum vor allem dies, daß es vor 1945 versagt habe und heute nur restaurativen Charakter trage und lobt die reformierten Kirchen im Osten über ihren unbefangenen Weg kirchlicher Freiheit. Gross gibt ihm nur Recht.

D. Karl Bender.

„Die Innere Mission, Monatsblatt des Central-Ausschusses“, bringt dankbar zu begrüßen, im Heft 6, Juni 1950, den Wortlaut des „Worts der Kirche zu § 218“ nach dem Beschluß der Ostkirchenkonferenz vom 23. Mai 1950 und die von der Hamburger Evang. Akademie gefaßte Entschliebung „Zur Frage der Geburtenregelung“. Notwendig, klärend, richtungweisend.

D. Karl Bender.

Buchbesprechungen

Hans Josten, **Festliche Stunden in Gemeinde und Verein, Anstalt und Heim.** Der Rufer, Evang. Verlag Gütersloh, 1950, 308 S. 13,50 DM.

Man kann wohl sagen: Für die Praxis des Pfarrers, der Pfarrfrau und aller Verantwortlichen in Gemeinde, Verein und Heim ist hier etwas Gutes geschaffen. Feierstunden und ihr richtiger Inhalt, aber auch Feierstunden und ihr Abgleiten in falsche Unterhaltsamkeit und unnütze Sentimentalität werden im ersten Teil untersucht. Keiner, der diese Ausführungen aufmerksam liest, wird ohne praktische Förderung bleiben. Daß der 2. Teil eine Reihe von ausgeführten Vortragsfolgen mit stofflicher Darbietung bringt, ist besonders glücklich. Denn was die Leute der Praxis brauchen, sind ja gerade solche Materialsammlungen, die die Auswahl erleichtern. Wenn uns z. B. hier vier Abende C. F. Meyer oder auch zwei Abende Wilhelm Raabe — um zwei besondere Vortragsfolgen hervorzuheben — geboten werden, so ist das äußerst anerkennenswert. Wer noch mehr Stoff will, dem bietet der 3. Teil mit seinen kurzen Bemerkungen über das Leben der Verfasser Möglichkeiten für weitere Auswahl. Alles in allem: Ein guter Wurf, schön ausgestattet, dem man nur einen zweiten Band mit weiteren Vortragsfolgen wünschen möchte.

Eugen Speck.

Pastor Dr. Hermann Junge, **Glauben, Denken, Handeln.** Reich & Heidrich, Evangelischer Verlag Hamburg, 1949, 64 S. DM 2.—.

Diese Veröffentlichung der „Gesellschaft Evangelischer Akademie Hamburg“ gibt einen Einblick in die vielgestaltige Arbeit der Evangelischen Akademie Hamburg. Es werden wirklich eine ganze Reihe von Fragen um die Einheit christlicher Lebensschau und Lebensgestaltung angerührt. Leider erfahren wir meist nur Entschliefungen in Form von Leitsätzen, hinter denen zwar eine zweifellos gediegene geistige Arbeit steckt, die aber vom Leser erst selbst geleistet werden muß. Man wünschte, daß nicht nur der Vortrag von Prof. Dr. Hermann Noack so ausführliche geboten würde, sondern daß auch die Kreise „Rechtsnot und Notrecht“, „Ehefragen“, „Medizinisch-theologische Begegnung“ ausführlicher erkannt werden könnten. Jedenfalls liegt ein reicher Stoff aus allen Gebieten des Lebens in diesem kleinen Büchlein vor uns, der wohl Grundlage für weitere Arbeitskreise bilden kann.

Eugen Speck.

Hermann Zimmer, **Die Wiederkunft Christi**, von der die Prophezeiungen sprechen. Herausgegeben März 1950 von der „Westunion für universale Religion und universalen Frieden“ Waiblingen. 40 S. DM 0.80.

Dieses Heft ist eine Missionsschrift der Bahai-Religion, die für gläubige christliche Kreise bestimmt ist. Unter einem beträchtlichem Aufwand von Zitate, bei denen Joh. Albrecht Bengel, Graf Keyserling, Paul de La Garde u. a. m. ebenso herangezogen werden wie die Bibel selber, wird festgestellt, daß der Geist Christi in Baha-Ulla, dem Gottgesandten unseres Zeitalters, wiedergekommen ist und nur von den alten Religionsystemen und ihren Theologen nicht anerkannt wird. Für den, der die Missionsmethoden der Bahai-Bewegung unter Christen kennenlernen will, ist das Heft sehr aufschlußreich.

Eugen Speck.

Hans Pichler, „Vom Sinn der Weisheit“, Kohlhammer-Verlag-Stuttgart, 53 Seiten, 2.— DM.

Wesentlich von Platon ausgehend versucht Pichler, die Fehler der Schulweisheit — vor allem der griechischen, aber auch der abendländischen — aufzuzeigen und dagegen den rechten Sinn der Weisheit zu stellen. Sie sucht das Ganze, die echte Sythese in jeder Beziehung; sie kann nicht selbstgenügsam, selbstsüchtig oder gar unduldsam sein; sie bewirkt Eintracht durch Gerechtigkeit, Toleranz, Vertrauen, Dankbarkeit und Hilfeleistung. Das Buch ist auf dem Boden eines reinen Humanismus geschrieben, es bleibt — als Christen können wir's nicht anders sagen — im Vorhof stehen, auch wenn es etwa erkennt, daß das Schwerste, das wir erleben, der Bosheit entstammt, und daß die Menschen und nicht „die Götter“ die Verantwortung dafür tragen. Letztlich gilt es doch auch über diesem Buch, daß „dieser Welt Weisheit Torheit bei Gott ist“. Das Buch ist interessant, aber in keiner Weise wegweisend und helfend.

H. J. Stein.

Paul Althaus: **Der Friedhof unserer Väter**. 4. Aufl. 140 S. 4,20 DM. Verlag Bertelsmann, Gütersloh.

Das Büchlein vermag dem eine große Hilfe zu sein, der vom Schatten des Todes wesentlich gestreift ist, oder der doch Augen für diesen dunklen Hintergrund unseres Lebens hat. Er wird erfahren, daß zwar die Spannung zwischen den beiden Polen: die Fülle der Gottesgaben auf dieser Welt und doch zugleich das „Jammertal“ der Schwachheit, der Sünde und des Sterbens niemals ausgeglichen wird, aber doch der Tod nicht länger da der letzte Hintergrund des Lebens bleibt, wie sich die Ewigkeit erschlossen hat, die nichts anderes ist, als die Gewißheit, dem Ereignis entgegenzugehen, das uns mit unseren eigenen Augen den auferstandenen Herrn sehen läßt. Ich kenne kein zweites Büchlein, das uns die Glaubenshoffnung unserer Väter in Christo wärmer und besser nahebringt.

Rudolf Kehr.

Friedrich Heiler, **Unsterblichkeitsglaube und Jenseitshoffnung in der Geschichte der Religion**. (Buchreihe „Glauben und Wissen“ Nr. 2) Verlag Ernst Reinhardt, München, 1950, 35 S. Brosch. DM 1,90.

Wer einen Überblick über die Mannigfaltigkeit des menschlichen Denkens über das Leben nach dem Tod haben will, findet ihn in dieser Schrift. Die Hinführung zum Geheimnis der Auferstehung Jesu, darin alle religiös-geschichtlichen Ausprägungen ihre Aufnahme und Vertiefung finden, ist sympathisch. Irgendwie aber fehlt etwas. Die Glaubensgrundlage, darauf der Verfasser aufbaut, dürfte zu schmal sein für eine Christenhoffnung, die wirklich in der Anfechtung des Todes standhalten soll.

Eugen Speck.

Dr. Konrad Günther, **Natur und Offenbarung**. Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart, 1949, 160 Seiten, Halbl. DM 4,80.

Diese schlichte Darstellung eines Mannes, dem das Wissen um die Natur ebenso wichtig ist wie die Erkenntnis ihres Schöpfers, ist bewußt in der Form eines Zeugnisses gehalten. Man spürt dem Verfasser ab, daß es ihm gerade auf den Zeugendienst als Naturwissenschaftler ankommt.

Ob alle Fragen sich so leicht lösen lassen, wie es nach diesem Buche scheint, muß wohl manchmal etwas bezweifelt werden. Auch wird der eine oder andere gerade durch die Absichtlichkeit der Darstellung ein wenig vorsichtig werden. Aber die Weite des Lebensblicks und die Innigkeit der Glaubenshaltung sprechen an.

Eugen Speck.

Rudolf Hermann: „Fragen um den Begriff der natürlichen Theologie“ (Beiträge zur Förderung christl. Theologie, 44. Bd., 2. Heft) 53 S., brosch. DM 3.20. C. Bertelsmann-Verlag, Gütersloh 1950.

Eigenartig unbefriedigt läßt den Leser dies Heft selbst bei wiederholter Lesung. Diese ist nämlich nötig wegen des merkwürdig aphoristischen Charakters seiner Ausführungen. H. will „Fragen“ um den Begriff der natürlichen Theologie stellen; aber es bleibt dem Leser überlassen, sich solche „Fragen“ selber zurecht zu legen, zumal der Verfasser seinen „Begriff der natürlichen Theologie“ durchaus nicht eindeutig darstellt, vor allem die von Carl Stange geübte Unterscheidung zwischen „nat. Theologie“ und „nat. Gotteserkenntnis“ oder Religion, auf die er im Vorwort verweist, selbst nicht scharf einhält. Es genügt dafür doch nicht, daß er Adolf Schlatter und Paul Althaus nennt als die Theologen, „zu denen er sich stellt“. Aber wie wohltuend systematisch klar durchdacht und in These wie Antithese dogmatisch und exegetisch unterbaut erscheint gerade Althaus in seiner Dogmatik „Die christliche Wahrheit“ gegenüber dieser Sammlung von teils mehr, teils weniger bezugsvollen „Fragen“, die der Verfasser zum Thema herbeibringt. Es mag sein, daß, wie er sagt, der ganze Fragenkreis „sich nicht zu einer vermeintlichen endgültigen Erledigung eigne“, — ich kann nur nicht finden, daß er ihn wenigstens weiter geklärt habe. Was er gegen die Exegese Karl Barths zu Röm. 1 und Act. 17 — jene harten Brocken auf dessen Weg — sagt, ist gewiß richtig, und was er über den katholischen Zweistufen-Bau von „Natur und Gnade“ ausführlicher sagt, ist ebenso richtig — nach diesen beiden Seiten hin spürt man die feste Position —, aber daneben machen seine „Fragen“ einen eigentümlich abrupten und oft unklaren Eindruck. Dazu kommt, daß der Stil der Darlegungen mit seinem „zwar - aber“, „gewiß - doch“, seinen gehäuften „allerdings“ und „freilich“, seinen Vorbehalten und Selbsteinwürfen dem Leser das Verständnis nicht erleichtert. Ganze Sätze sind mir überhaupt unverständlich geblieben (z. B. auf S. 28/29 und 37); übrigens nicht mir allein! — So wird der Greifswalder Theologe mit diesem Heft wohl wenig Anerkennung finden.

D. Karl Bender.

Dr. L. H. Adolph Geck, Priv.-Doz. in Bonn: „**Sozialpolitische Aufgaben**“ (No. 147/48 der Reihe „Recht u. Staat“). J. C. B. Mohr (P. Siebeck), Tübingen 1950. 61 S. geh. DM 3,—.

Der Verfasser will Sozialpädagogik und soziale Betriebsführung als sozialpolitische Aufgaben herausarbeiten. Er tut das unter der Darstellung des geschichtlichen Werdens der Sozialpolitik als praktischer und theoretischer Aufgabe im Sinn einer auf das Zusammenleben der Menschen ausgerichteten Gesellschaftspolitik. Neben der wichtigsten ausländischen Literatur sind auch anderthalb Dutzend seiner eigenen einschlägigen Arbeiten von 1929 bis 1949 zitiert. Das formal-systematische und

begrifflich-definitive Interesse erhält in dem einleitenden Aufsatz über die Aufgabe der Sozialpolitik, aber auch in den beiden abgedruckten Vorträgen einen ziemlich breiten Raum. Dabei geht es nicht ohne Wiederholungen ab. Wir hätten eine Darstellung der von Theologen und Kirchenmännern in den ersten drei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts reichlich entwickelten Stellungnahme zu den behandelten Fragen für ertragreich genug gehalten, uns den anmerkungswise gebrachten Satz zu ersparen, daß „auch noch zu sprechen wäre von der sozialen Bildungsarbeit der christlichen Kirche bzw. der christlichen Konfessionen, die sowohl grundsätzlich als in ihrer weitreichenden Tatsächlichkeit zu sehen ist“. Der konkret-praktische Gehalt der Vorträge ist infolge des Überwiegens des innerwissenschaftlichen Interesses verhältnismäßig gering. Die durchaus anerkennenswerte ethische Haltung des Verfassers und sein „soziales“ Verständnis hätten ihn an sich größer erwarten lassen.

D. Karl Bender.

„Kirche und Anthroposophie.“ Mit den Beiträgen von Dr. Helga Rusche (Die Anthroposophie, Darstellung und Kritik), Dr. Ernst Emmert (Anthropos. u. Christentum in der persönlichen Begegnung) und Lic. Kurt Frör (Die Anthr. im Unterricht). — Chr. Kaiser-Verlag, München 1950. 132 S. Kart. DM 4,20.

Auch neben der wertvollen Arbeit von Prof. D. Althaus „Ev. Glaube und Anthroposophie“, Ev. Preßverband, München 1949, die merkwürdigerweise in der Literaturangabe (S. 98) fehlt, und neben den Aufsätzen von v. d. Gablenz und Dr. Hutten in „Für Arb. u. Bes.“ 1947 verdient die vorliegende Schrift alle Anerkennung. Sie wird zwar bei dem bekannten Eigensinn und der Unbelehrbarkeit der Anthroposophen in ihren Kreisen auch wieder nur Ablehnung finden. Doch ändert dies nichts daran, daß die von Dr. Rusche hier gebotene Darstellung des Steinerschen Synkretismus und seine kritische Beurteilung von zentralem evangelischen Standpunkt aus jedem, der über die Anthroposophie und die Christengemeinschaft ins klare kommen will, die nötigen wissenschaftlichen und sachgerechten Unterlagen an die Hand gibt. Eine wichtige Ergänzung und weitere Vertiefung der exakten Analyse stellt der zweite Beitrag dar. Dr. Emmert zeigt darin (16 S.), welche Einwände der evangelische Christ in der seelsorgerlichen Auseinandersetzung mit der Anthroposophie erheben muß gegen ihre seelengefährdende, irreführende Verführung und Verstrickung. Auch der dritte Beitrag von Pfarrer Lic. Frör (11 S.) ist sehr dankenswert. Er gibt m. W. erstmals brauchbare Winke für die unterrichtliche Behandlung der Anthroposophie auf dem kirchengeschichtlichen, dogmatischen und biblischen Gebiet. Ihre intensive Werbetätigkeit unter Halbgebildeten und Gebildeten — ich bin ihr z. B. im Jahre 1936 unter den deutschen Evangelischen an der italienischen Riviera begegnet — macht rechtzeitige kirchliche Aufklärung notwendig.

D. Karl Bender.

Lehrbuch des Kirchenrechts auf Grund des Codex Juris Canonici begründet von Eduard Eichmann, neu bearbeitet von Klaus Mörsdorf, Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn, bis jetzt 2 Bände 1949 und 1950. Jeder Band DM 18.—.

Das bewährte von Eichmann zuerst in einem Band, dann in zwei Bänden erschienene Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts wird jetzt von Mörsdorf neu bearbeitet in drei Bänden erscheinen, von denen zwei Bände mit 528 und 503 Seiten vorliegen. Man wird vielleicht von mancher Seite erstaunt fragen, was hat denn die Besprechung eines Lehrbuches des kath. Kirchenrechts hier in dieser Zeitschrift zu tun, wo evang. Schrifttum eine Behandlung und Förderung erfährt? Was soll für die Pflege evang. Kirchlichkeit der Hinweis auf kanonistische Literatur bedeuten? Unseres reformatorischen Glaubens werden wir froh im ständigen Umgang mit dem Wort Gottes, das wir allerdings ohne die Kirche nicht haben. Glaube und Kirche stehen in einer bestimmten Beziehung, und diese Beziehung ist irgendwie mitbestimmt durch das Recht und das Kirchenrecht. Wollen wir richtig erkennen, was für uns Kirche ist, dann müssen wir auch etwas davon erfassen, was kath. Kirche ist, und das ist letztlich nur möglich durch einen Einblick in Wesen und System des kath. Rechts. In der Einleitung sagt Mörsdorf: „Kirchliche Rechtsordnung und sakramentales Leben der Kirche sind keine Gegensätze, sondern zu einer tiefgründigen Einheit verbunden. . . Bei tieferem Eindringen in den Geist des Kirchenrechts wird man erkennen, daß das Recht der Kirche unter der Schale seiner Form den Geist des Herrn birgt.“ In Band I S. 28 wirft der Verfasser auch die Existenzfrage des Kirchenrechts auf und kommt dabei auf Rudolf Sohm zu sprechen, dessen negative Einstellung zum Kirchenrecht er, wie wir meinen, mit Recht ablehnt, weil Sohm als Jurist gänzlich im Rechtspositivismus befangen und als Christ eine völlig verspiritualisierte Kirchengauffassung hat. Bei der Umschreibung der Eigenart des kath. Kirchenrechts sagt Mörsdorf S. 29 ff.: „Der Wesensunterschied zwischen kirchlichem und weltlichem Recht liegt tiefer. Das Kirchenrecht ist eine Gemeinschaftsordnung des neuen Gottesvolkes . . . Der Geist des neuen Gottesvolkes aber ist der Geist Gottes, das Lebens- und Einheitsprinzip der Kirche. So wird das Kirchenrecht als Wesensstück der Kirche zum sichtbaren Zeichen einer unsichtbaren in Gott begründeten Wirklichkeit. Es ist heiliges Recht, nicht nur in dem Sinne, daß es der Aufrichtung des Gottesreiches auf Erden und damit der Heiligung der Welt zu dienen bestimmt ist, sondern zutiefst dadurch, daß es dem sakramentalen Leben der Kirche verbunden ist und Anteil an dem sakramentalen Wesen der Kirche hat.“ . . . „Entscheidend hebt sich kirchliche von staatlicher Rechtsetzung dadurch ab, daß die Regierung der Kirche sich des Beistandes des Heiligen Geistes erfreut.“

Faßt man solche Ausführungen in engste Form zusammen, dann kann man sagen, das kath. Kirchenrecht steht gleichberechtigt neben dem Religiös-sittlichen und neben dem Sakramentalen, denn ihm fällt mit eine Aufgabe am Christlichen zu. Das christliche Glaubensleben umfaßt alle drei Gebiete, und insofern sind kirchliche Rechtssätze auch Glaubenssätze. Wenn immer wieder die Frage aufgeworfen wird, wie ist die universelle, machtvolle Stellung der kath. Kirche zu erklären, dann darf nicht übersehen werden der eben angedeutete Charakter und die Funktion des kanonischen Rechts. Ohne dieses so geartete Recht wäre die kath. Kirche nicht denkbar. Hier ist nun nicht der Ort, die Abstände aufzuzeigen und auszumessen, in denen sich die evang. Kirche in ihrer recht-

lichen Ausgestaltung nach ihrem Wesen und ihrer Art von der Schwesterkirche befindet. Wir meinen nur, daß diese Dimensionen, was die rechtliche Perspektive betrifft, oft zu weit gesehen werden, daß bei uns zwischen der Kirche und ihrem Recht das notwendige richtige Verhältnis noch immer weithin verkannt wird.

Wer das Buch in die Hand nimmt, wird mancherlei neuen Aufschluß erhalten, so z. B. über den Kirchenbegriff. Der Verfasser begnügt sich mit der sonst üblichen Begriffsbestimmung Bellarmins nicht und versucht, seine Kirche wesensgemäßer zu erfassen (Bd. I S. 20). Sehr beachtlich ist, was Bd. I S. 68—97 über die Kirchenmitgliedschaft gesagt ist, die ja nach kath. Lehre angeblich auch uns umfaßt. Das dritte Buch des CJC. handelt bekanntlich vom Sachenrecht. Gänzlich Unbefangene werden hier einigermaßen staunen, daß unter diesem Sachenrecht die Sakramente behandelt werden. Und wer sich der Lektüre des lateinischen Codex nicht unterziehen will, findet in Bd. II unseres Werkes eine bis ins einzelne gehende Darstellung dieses Sakramentalrechts. So ist dort S. 129—286 das für uns besonders beachtenswerte Eherecht dargestellt. Das Werk erlangt auch deswegen eine besondere Brauchbarkeit, weil immer wieder das Partikularrecht berücksichtigt ist. Diese Brauchbarkeit wird noch erhöht werden, wenn dann im dritten Band ein eingehendes Sachverzeichnis das Nachschlagen erleichtert.

D. Dr. Otto Friedrich.

Guterhaltenes Harmonium

(mit eingebautem Spielapparat) zu verkaufen. Näheres zu erfahren bei
Fräulein Hedwig Daub, Karlsruhe, Beiertheimer Allee 21/II

Hinweis. Der Gesamtauflage liegt ein Prospekt des Christian Wegner Verlag, Hamburg, bei über: „Jugend unterm Schicksal“ Lebensberichte junger Deutscher 1946—1949, herausgegeben von Kurt Hass mit Geleitwort von Albrecht Goes.

Die Mitarbeiter dieser Beilage:

Oberkirchenrat D. Karl Bender (17a) Karlsruhe/Bd., Vorholzstraße 2
Pfarrer Rudolf Bösing (17a) Heidelberg-Kirchheim, Oberdorfstr. 1
Pfarrer Ludwig Eisinger (17b) Rötteln bei Lörrach
Oberkirchenrat D. Dr. Otto Friedrich (17a) Karlsruhe/B., Bunsenstr. 14
Pfarrer Traugott Mayer (17a) Bettingen am Main über Wertheim
Pfarrer Dr. Paul Naumann (17a) Ladenburg, Kirchenstraße 28
Pfarrer Eugen Speck (17a) Mannheim, Im Lohr 6
Pfarrer Rudolf Zöbele (17b) Baiertal b. Wiesloch
Nachtrag zu Nr. 15/16:
Pfarrer Theodor Erhardt (17b) Rastatt, Bertholdstraße 1

Verantwortlich: Pfarrer Helmut Meerwein, (17a) Karlsruhe (Baden) Blumenstraße 1 — Im Quell-Verlag der Evang. Gesellschaft, Stuttgart-O — Alle Rechte vorbehalten — Druck: Verlagsdruckerei Conradi & Co., Fellbach b. Stuttgart